

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

Künstlerischer Wandschmuck

für Haus und Schule. Farbige Künstlersteinzeichnungen

Größere Blätter: Bildgröße 100×70 cm und 75×55 cm M. 5.— und M. 6.—

Erschienen sind ca. 75 Blätter, darunter:

Bauher, Abend.
Bergmann, Seerosen.
Biele, Hünengrab — Im Stahlwert h. Krupp.
Conz, Schwarzwaldanne.
Deimann, Vulkanwerk bei Stettin.
Du Bois-Reymond, Alt-Landsch. (Afropolls).
Eichrodt, Draßen steht die Kapelle.
Hilfischer, Krühen im Schnee.
Geymer, Volkstied.
Georgi, Ernte — Pflügender Bauer.
Hecker, Am Meeressp. n.
Hein, Im Wasserbad — Am Wehstuhl.
Hoff, Scherbocke — Gletscher — Kiefern.
Kampmann, Mondaufgang.
Kampmann, Abendrot — Herbstabend.
Kandolt, Eichen.
Leiber, Sonntagsstille.

Lüer, Abendfrieden.
Matthaei, Nordseeidyll.
Munzfeld, Winternacht.
Orlik, Rubezahl — Hansel und Gretel.
Otto, Christus u. Nikodemus. Maria u. Martha.
Paczka, Reigen.
Roman, Paestum — Röm. Campagna.
Schacht, Einsame Weide.
Schänerer, Waldmeise — Winterabend.
Schramm-Dittus, Schwäne.
Strich-Chapell, Lieb. Heimatland ade
— Herbst im Land — Dorf in Dünen —
Frühlingsgäste — Mononacht.
Stüb, Sankt Georg.
Dolgt, Kirchgang.
v. Dollmann, Wogendes Kornfeld.
Wieland, Mitterhorn — Letztes Leuchten.

Kleinere Blätter:

Bildgröße 41×30 cm. Erschienen sind ca. 30 Blätter, je M. 2.50, darunter:

Bederi, Sächsische Dorfstraße.
Bendrat, Aus alter Zeit — St. Marien in Danzig — Jakobskirche in Thorn.
Gredenburg, Marktwache — Die Marienburg — Rühne Rheben.
Biele, Christmarkt — Einsamer Hof.
Daur, Besännte Höhen — Kapelle.
Hilfischer, Maimorgen.
Hein, Das Tal.
Hildenbrand, Was der Mond erzählt.
Kampmann, Herbststürme — Seiterabend.
Lutz, Altes Städtchen.
Ortlieb, Herbstlied.
Dehet, Am Stadthor.
Strich-Chapell, Blühende Kastanien.
Strich-Chapell, Feuerrote.
v. Dollmann, Frühling auf der Weide.
Deising, Dresden — Herbst in der Elbe.
Leinwandmappe m. 10 Bl. u. Wahl. M. 28.—
Kartonmappe m. 5 Blät. u. Wahl. M. 12.—

Wand-Frisse:

Bildgröße 105×44 cm je M. 4.—

Rehm-Dietor, Wer will unter die Soldaten
— Wir wollen die goldene Bräute hauen
— Schlaraffenland — Schlaraffenleber
— Engeln z. Nacht — Engeln z. Hut.
Lang, Um die Wurst — Heiteres Spiel.
Bermann, Im Moor — Aschenbrödel —
Rostfäpchen.
Rahmen. M. 2.— bis M. 17.— laut Katalog.

Bunte Blätter:

Kleinste Künstlersteinzeichnungen.

Blattgröße 33×23 cm.

Erschienen sind ca. 20 Blätter.

je M. 1.—, darunter:

Biele, Verjähret.
Daur, Am Meer.
Hilfischer, Am Waldesrand.
Glück, Morgenjonne im Hochgebirge.
Hildenbrand, Stilles Gähnen.
Kampmann, Baumbüte — Bergdorf.
Knapp, Unter dem Apfelbaum.
Martha, In den Markstein.
Schroeder, Bergschlößchen.
In Fumierahmen. M. 1.80
In massivem Rahmen. M. 5.—
Leinwandmappe mit 10 Blättern nach
Wahl. M. 12.—
Kartonmappe mit 5 Blättern nach
Wahl. M. 6.—

Porträts: Größe 60×50 cm M. 3.—

Bauer, Goethe — Schiller — Luther.
Kampf, Kaiser Wilhelm II.
Bauer, kleines Schillerbild. Größe
19×29 cm. Preis 1 M. in Fumier-
rahmen 2 M., in massivem Rahmen 3 M.

Rahmen: Zu d. groß. Blättern M. 5.80
bis M. 17.— zu d. kleineren M. 2.— bis 4.—

114
Aus Natur und Geisteswelt

Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen

129. Bändchen

11-E-126

Politische Hauptströmungen in Europa im 19. Jahrhundert

Don

Karl Theodor Heigel



Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig 1906

Inhalt.

	Seite		Seite
Einleitung. Fortschritt u. Rückschritt im 19. Jahrhundert	1	IV. Abschnitt. Das Vorbringen des französischen Liberalismus u. die Wiederbefestigung der alten Gewalten	48
I. Abschnitt. Die große französische Revolution bis zum 18. Brumaire .	4	V. Abschnitt. Der Sieg des Nationalitätsprinzips .	66
II. Abschnitt. Das Zeitalter Napoleons I. . . .	20	VI. Abschnitt. Das Zeitalter Bismarcks	81
III. Abschnitt. Restauration und Verfassungskämpfe .	39	VII. Abschnitt. Weltpolitik	98

Koupi od
Darem od <i>geb.</i>
v za Kčs
Inv. č.: <i>36.715</i>
Sign

ÚSTŘEDNÍ KNIHOVNA
PŘÁVNICKÉ FAKULTY U.
STARÝ FOND *01360*
Č. inv.:

Einleitung.

Fortschritt und Rückschritt im 19. Jahrhundert.

Das 19. Jahrhundert hat auf allen Gebieten des menschlichen Lebens, Schaffens und Könnens so gewaltige Veränderungen, so reiche Vermehrung oder doch Vertiefung gebracht, daß es dem Einzelnen nicht mehr möglich ist, die Fülle der Gesichte auch nur annähernd vollständig in sich aufzunehmen. Auf allen Gebieten der Wissenschaft und Kunst, in der industriellen Tätigkeit, in den Einrichtungen, welche die Menschheit und Menschlichkeit fördern sollen, in der Stube des einsamen Seelenforschers wie im Laboratorium des Physikers, der den geheimnisvollen Kräften der Natur nachspürt, in den großen Werkstätten der Fabrikstädte, in den Docks der Hafenplätze, in den Ausstellungen, wo die Völker aller Zonen in friedlichem Wettkampf sich messen — überall spielt sich Geschichte ab. Wie unendlich viele wichtige Erfindungen hat das Jahrhundert hervorgebracht! Der Dampf als Motor, die Ausnützung der Elektrizität, die Schnellpresse, die Anilinfarben, die Reibzündhölzchen, die Sprengstoffe, das Lichtbild, die Schiffschraube, wie gewaltig haben alle diese Neuerungen nicht bloß das Leben des Individuums, sondern die Beziehungen der Völker, die Erscheinung des Erdballs umgestaltet!*)

Auch neue wissenschaftliche Disziplinen sind mächtig emporgewachsen. Es sei nur erinnert an die Sozialwissenschaft, das ureigenste Produkt der Neuzeit, das schon in seinen Jugendtagen ebenso große Bedeutung beansprucht, wie die alte Mutter, die Philosophie. Wie großartig haben sich die biologischen Wissenszweige entfaltet! Aus der Medizin ist die Hygiene heraus-

*) D. v. Leizner, Das 19. Jahrhundert, Einleitung.

gewachsen, wohl der segensreichste Gewinn aus der gesamten Naturerforschung!

Doch nicht auf allen Gebieten begegnen wir einem Fortschritt, einem wirklichen unanfechtbaren Fortschritt. Es ist dafür gesorgt, daß wir nicht allzu stolz auf die Errungenschaften der neuen Zeit blicken können! Heftiger denn je ist der Haß der Bekenntnisse entbrannt — es gewinnt den Anschein, als habe das 18. Jahrhundert keine dauernde Frucht hinterlassen, als steckten wir noch mitten im 17. Säkulum mit seinem Gezänke und Gerause! Und ist etwa das 19. Jahrhundert sittlicher als das Zeitalter des Sokrates? Ist eine durchgreifende moralische Besserung der Menschen, eine stärkere Bändigung der Leidenschaften, eine siegreichere Überwindung der Selbstsucht, sei es durch die Religion, sei es durch die Gesetze, zu konstatieren? Diese Fragen können nicht bejaht werden. Immerhin gewährt es, wie Ranke sagt, nicht geringen Trost, daß wenigstens der Grundsatz der persönlichen Freiheit durchgedrungen, daß überhaupt in der Humanität ein Aufwärtstreben, also in gewissem Sinne doch auch ein Fortschritt sich erkennen läßt.

Wer nun im wahren Sinne des Wortes Geschichte des 19. Jahrhunderts vortragen, das Verständnis des Jahrhunderts vermitteln wollte, der müßte alle diese preiswürdigen und beklagenswerten Erscheinungen, die wichtigsten Ergebnisse der Naturforschung, die bahnbrechenden Schöpfungen in Dichtung und bildender Kunst, alle diese Werke und Takte im Zusammenhang erfassen und klar und übersichtlich zur Anschauung bringen. Doch auch eine Goethesche Totalität würde heute nicht mehr ausreichen, um alles Notwendige in sich aufzunehmen und erfolgreich zu verarbeiten. Es wird deshalb immer notwendig sein, den Stoff unter Lehrer aus verschiedenen Fakultäten zu verteilen. Mir ist nur die Aufgabe zugeteilt, die Hauptströmungen auf politischem Gebiet meinen Lesern vor Augen zu führen.

Doch auch in dieser Beschränkung ist der Stoff noch immer so gewaltig, daß ich nur zu einer kurzen Wanderung durch die Bilderfäle der Geschichte des 19. Jahrhunderts einladen kann. Jedes Eingehen auf Einzelheiten, auch auf wichtige Ergebnisse der neuesten Forschung verbietet sich im engen Rahmen dieser Darstellung von selbst. Ich muß ganz darauf verzichten, den Leser belehren zu wollen, ich darf nicht einmal erwarten, daß ich anregend auf ihn wirken könnte — ich kann ihn nur

im Flug nochmals erinnern an schon Gelerntes und Selbstgeschautes, denn

„... viele Geschlechter
Reihen sich dauernd
An ihres Daseins
Unendliche Kette!“

Dagegen darf mich weder die Fülle des Stoffes, noch die Beschränktheit des mir eingeräumten Raumes abhalten, noch etwas über das 19. Jahrhundert zurückzugehen, denn weder mit dem Jahre 1800, noch mit dem Jahre 1801 — auch damals eine vielumtrittene Frage! — sondern mit dem 5. Mai 1789, mit dem Zusammentritt der *Etats généraux* in Versailles beginnt das 19. Jahrhundert, beginnt die Geschichte der neuesten Zeit.

I. Abschnitt.

Die große französische Revolution bis zum
18. Brumaire.

Segen und Unsegn der französischen Revolution. Entwicklungsstufen und Richtpunkte der Revolution. Kampf des legitimen Europa mit der französischen Republik. Der Umschwung in Frankreich nach dem 9. Thermidor. Liberté! égalité! — gloire! Bonaparte.

Literatur.

- Tocqueville, L'ancien régime et la Révolution (1857).
Taine, Les origines de la France contemporaine (I—IV, 1875). (Deutsche Bearbeitung von Rafischer, 1878.)
Sorel, L'Europe et la révolution française (I—VI, 1885).
Aulard, Histoire politique de la Révolution (1901).
Stein, Geschichte der sozialen Bewegung in Frankreich von 1789 bis auf unsere Tage (1850).
Sybel, Geschichte der Revolutionszeit von 1789—1800 (5 Bde., N. N. 1882).
Häußler, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des Deutschen Bundes (4 Bde., 4. N. 1869).
Seigel, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Auflösung des alten Reichs (1. Bd., 1893).

Einer der geistvollsten Forscher auf dem Gebiete der Revolutionsgeschichte, Hippolyt Taine, der Verfasser des ebenso bedeutenden wie eigenartigen Werkes „Les origines de la France contemporaine“, vertritt die Ansicht, der Kampf gegen die politischen und sozialen Verhältnisse der absolutistischen Ära, den wir die große Revolution nennen, hätte vermieden oder wenigstens noch auf längere Zeit vertagt werden können, wenn die französische Regierung entweder den Mut gehabt hätte, die Anfänge der Ummwälzung gewaltsam zu unterdrücken, oder die Großmut, die anfänglich erhobenen berechtigten Forderungen des Volkes zu be-

willigen. Auch nach Rankes Auffassung wurde durch den unglücklichen Ludwig XVI. die Revolution oder vielmehr die Entartung der Revolution verschuldet, insofern er zuerst selbst den dritten Stand aus politischer Ohnmacht hervorzog, dann aber verschmähte, mit diesem Faktor zu rechnen und die Hilfe des Bürgertums gegen die zügellosen Gelüste des Pöbels in Anspruch zu nehmen.

Am 5. Mai 1789 war den Vertretern des dritten Standes in ihrer geschmacklosen Leichenbittertracht im hintersten Winkel der Salle des menus in Versailles ihr Platz angewiesen; weitab von ihnen saßen um den Thron die Edelleute mit blitzenden Degen, wallenden Federbüschen und reicher Rittertracht und die Prälaten in violetten Seidengewändern. Doch die Szene änderte sich rasch.

Am 23. Juni leisteten die Bürgerlichen im Ballspielhaus den Schwur, nicht auseinandergehen zu wollen, bevor eine Verfassung für das Land geschaffen sein würde, und fortan stellt die konstituierende Versammlung die erste, maßgebende Gewalt des Staates dar. Der 14. Juli bringt die Erstürmung der Bastille. Die vielgefeierte „Heldentat des erwachten Volkes“ war, wie Funch-Brentano nachgewiesen hat, nur das traurige Schauspiel der Entmenschtlichkeit eines Pöbels, der seinen Tyrannenhaß an einem Häuflein wehrloser Gardisten fühlte, — aber der geschichtliche Niederschlag des Ereignisses war nichtsdestoweniger eine ungeheure Wohltat für die bis dahin jeder Willkür, jedem Übermut preisgegebenen Völker. Unmittelbar darauf folgt jene denkwürdige Nachtsitzung der Nationalversammlung vom 4. August, die vom dankbaren Bürger- und Bauernstand die göttliche, von den Legitimisten später die ruchlose genannt worden ist, in welcher aber die Vertreter der privilegierten Stände selbst sich überboten, der Aufklärung, der Gerechtigkeit, dem Gemeinfinn ihre Vorrechte zum Opfer zu bringen. Es sollte allem entsagt werden, was den Franzosen vom Franzosen trennte: Abschaffung der Leibeigenschaft, Abschaffung der gutherrlichen Gerichtsbarkeit, Einschränkung des Jagdrechts, Abschaffung aller Steuerbefreiungen, Zulassung aller Bürger zu allen Ämtern in Staat und Heer, Abschaffung des Zunftwesens, Aufhebung der Sonderrechte von Städten und Provinzen, Abschaffung des Zehnten und des Besitzrechts der toten Hand. Welch lange Reihe von Verfügungen, deren jede einzelne eine gewaltige Ummwälzung bedeutet. Und eine Ummwälzung zum Segen der Menschheit!

Laine und Tocqueville haben aufgeräumt mit der Legende der „großen“, der „glorreichen“ Revolution. Marat und sein blutigerer Pöbel waren ja immer der Abscheu aller menschlich Fühlenden, aber auch die Desmoulin's und Danton, die Girondisten wie ihr „großer“ Gegner Robespierre, sogar die „ewigen Menschenrechte“ sind in der allgemeinen Werthschätzung gesunken. Dennoch bleibt die weltgeschichtliche Bedeutung der französischen Volkserhebung eine ungeheure. Ihre Frucht war köstlich, denn ihre Frucht war Emanzipation der Arbeit, eine neue Staatsordnung mit gerechterer Verteilung der Rechte und Lasten. Das Gespenst des Mittelalters, die Überlieferung vom Fluch und Segen der Geburt spukte noch immer. Von diesem Alp wurde Europa in der Nacht vom 4. August 1789 befreit. Auf den Beschlüssen, die damals in der französischen Nationalversammlung gefaßt wurden, beruht unsere heutige Gesellschaftsordnung. Zugegeben, daß jene heißblütigen, ehrsüchtigen Parlamentarier das historische Recht mit Füßen getreten und unantastbare Heiligtümer des Gemütes entweiht haben: nichtsdestoweniger waren sie es, die dem Menschen und der Arbeit für alle Zeiten eine höhere Bedeutung gaben.

Die kritische Forschung hat in den Geschichtswerken und Romanen von Mignet und Thiers und Lamartine die Übertreibung und Unwahrheit gezeigt, doch ebensowenig ist die Anklage berechtigt, als ob alle Tat der französischen Revolution nur Missetat, nur Vergeudung unschuldigen Blutes gewesen wäre. Die Deklamationen jener Kammer- und Klubtyrannen mögen uns heute ebenso anwidern, wie das Geheul des Pöbels, der seinen König wie einen Verbrecher lynchen will, wir mögen uns über die Blutopfer der Guillotine und des Bürgerkriegs setzen, — doch welcher Fortschritt im Schicksal der Völker ist ohne Irrtümer und schwere Opfer errungen worden? Spanien erschöpfte um der Entdeckung der Neuen Welt willen die ganze Fülle seiner Kraft, — das deutsche Volk rief sich auf für die Befreiung des Geistes von der kirchlichen Bevormundung in den Religionskriegen, — Frankreich zerfleischte sich für eine gerechtere und einfachere politische und gesellschaftliche Ordnung in der Revolution. Durch Stöhnen und Wutgebrüll tönt aus der Ferne Klang von Aufstehungsglocken!

Vielleicht wäre es trotz des Ungefühls des von der Sklavenskette befreiten Pöbels und trotz der Hezarbeit ehrsüchtiger Ver-

führer gelungen, den Aufruhr in ein ruhiges Bett zu leiten, vielleicht hätte ein lebensfähiges konstitutionelles Königtum aufgerichtet werden können, wenn nicht der Mann, dem an Kenntnissen und Talenten, vor allem an staatsmännischem Weitblick kein anderes Mitglied der konstituierenden Versammlung gleichkam, Mirabeau, schon am 2. April 1791 durch jähen Tod vom Schauplatz seiner Taten und seines Ruhmes abgerufen worden wäre. Mit ihm sank die Monarchie ins Grab. Sein Tod ließ eine Lücke, die nicht mehr auszufüllen war, denn es gab jetzt kein Bindeglied mehr zwischen König und Volksvertretung.

Daß König Ludwig nun den von Mirabeau bekämpften Plan, durch Flucht aus Paris sein Leben in Sicherheit zu bringen, wirklich ausführte, hing insbesondere mit den falschen Berichten seines Bruders, des Grafen von Artois, zusammen. Kaiser Leopold II. wollte ebensowenig wie sein Vorgänger Josef II. in die französischen Händel sich einmischen, doch Artois schrieb, eine kaiserliche Armee werde demnächst gegen Paris heranziehen, um das Königspaar zu befreien. Der Einmischung des Auslands wollte König Ludwig vorbeugen; dieser Grund war mindestens ebenso maßgebend, wie die Furcht vor den Feinden des Throns, welche die Zügel der Regierung in Händen hatten.

Der Fluchtversuch mißlang. Fortan war der König in seinen Tuileries ein Gefangener der Nation und gehorchte nur einem Zwang, wenn er die neue Verfassung annahm.

Die „Königliche Sitzung“ am 14. September 1791, in welcher König Ludwig eidlich gelobte, nur nach den Vorschriften der Verfassung zu regieren, bildete den Schlußstein der konstitutionellen Periode der Revolutionszeit. Doch welcher un-königlichen Eindruck gewährte schon diese Sitzung! Zuerst wurde beraten, ob sich die Versammlung beim Eintritt des Monarchen erheben sollte oder nicht. Noch ehe die Debatte beendet war, verkündigten Kanonendonner und Volksgeschrei die Ankunft des Königs. Ludwig erschien nicht mehr, wie bei der Eröffnung der Etats généraux in der Salle des menus in prunkvollem Ornat, sondern nur in einfachem Rock, mit dem Ludwigskreuz als einziger Auszeichnung. Der Lehnstuhl des Königs war von gleicher Form und Höhe wie derjenige des Präsidenten der Nationalversammlung. Beim Eintritt des Königs erhoben sich zwar die Abgeordneten; als er aber zu sprechen begann, setzten sie sich; der König sah verlegen um sich, bemerkte, daß er allein stehe und wollte sich

ebenfalls setzen. „Sire,“ raunte ihm der Präsident zu, „es ist doch wohl geziemend, daß Sie während der feierlichen Handlung stehen bleiben!“ Die Botschaft, welche dem französischen Volke strengen Vollzug der Verfassung zusicherte, war gemeinschaftlich von Lafayette und Barnave ausgearbeitet. Als freudiger Ruf der Versammlung und der Tribünen für das großmüthige Geschenk des Königs dankte, da mochten sich noch einmal die Gutgesinnten dem Wahne hingeben, daß es gelungen sei, die Sturmflut einzudämmen, daß die Vollendung der Konstitution auch das Ende der Revolution bedeute. Allein die Rehrseite der Münze zeigte sich sofort nach Beendigung der Sitzung. Dichte Volksmassen drängten sich an die Abgeordneten heran; Robespierre und Pethion wurden mit Eichenlaub bekränzt und im Triumph nach Hause geleitet, die Gemäßigten mit Fischen und Hohngelächter empfangen. Die allmächtig gewordene Volksgunst lächelte den „Entschiedenen“, die in der Verletzung einer Verfassung nur die erste Stufe zum Freistaat erblickten, und wandte sich ab von den „Halben“, denen doch Frankreich das ersehnte Verfassungswerk zu verdanken hatte.

Vielleicht wäre trotzdem der Zusammenbruch der Gesellschaft nicht so rasch erfolgt, wenn nicht auf Betreiben der Radikalen, welche nur „neue Männer“ am Ruder sehen wollten, ein Dekret durchgegangen wäre, das sämtliche Mitglieder der konstituierenden Versammlung von der neu zu berufenden Kammer, die sich mit der infolge der Verfassungsänderung notwendig gewordenen neuen Gesetzgebung beschäftigen sollte, ausschloß. Dadurch kam die eigentliche Regierungsgewalt gerade in dem Augenblick, da ein Angriff der deutschen Heere die Grenze bedrohte, in die Hände von unerfahrenen, durch die Leidenschaft der Massen angesteckten Männern. In der am 1. Oktober 1791 eröffneten gesetzgebenden Versammlung bildeten die Konstitutionellen, die Feuillants (nach ihrem Versammlungsort, dem Kloster der Feuillants benannt), die bei der Wiedergeburt Frankreichs die Sache des Königtums nicht von den Postulaten der Nation getrennt wissen wollten, nur noch ein Häuflein; die Jakobiner, ebenso die etwas gemäßigteren Brissotins (Anhänger Brissots) oder Girondisten, wie die radikalen Montagnards, wollten nicht mehr eine Ausöhnung der Monarchie mit der Freiheit, sondern nur den Sieg der Freiheit auf den Trümmern der Monarchie.

Es wäre nicht gerecht, zwischen den Grundsätzen von 1789 und 1791 die Grenzlinie allzu scharf zu ziehen, die Vorkührer

der konstituierenden Versammlung dem Kapitol, diejenigen der Legislative dem tarpejischen Felsen zu überweisen. Im allgemeinen aber läßt sich behaupten, daß unter den Schwurbrüdern vom Ballhaus zu Versailles mehr Männer sich befanden, deren Charakter dem Dämon in der eigenen Brust, wie der allgemeinen Verdorbenheit widerstand. Insbesondere die Girondisten verdienen nicht den Nimbus, den Lamartines historischer Roman dieser Gruppe verliehen hat. Gewiß, der Tod dieser Männer ist traurig und beklagenswert; gewiß gab es auch unter ihnen viele redlich Denkende, die eben nur zu spät einsehen, daß im wilden Taumel der Leidenschaft nicht der tiers état, sondern der Pöbel zur Herrschaft gelangen müsse. Doch durch Taine ist unwiderleglich nachgewiesen, daß in erster Reihe die Girondisten die Verwilderung des Parlamentarismus auf dem Gewissen haben; ihre Angriffe gegen die „verrätherischen“ Emigranten, die „vaterlandslosen“ Priester und den „mit dem Ausland verbündeten“ König haben den Sturz von Thron und Altar wenn nicht verschuldet, so doch beschleunigt. Durch die Girondisten gelangte der Jakobinerklub zu einer Macht, die sich mit der Autorität der Nationalversammlung messen konnte.

Taine gebraucht ein für die Psychologie der Revolution in dieser Epoche überaus treffendes Bild. Es gibt, sagt Taine, eine Krankheit, die nur in Armenvierteln vorkommt. Ein überarbeiteter, schlecht genährter Tagelöhner verlegt sich aufs Trinken. Er trinkt immer mehr und immer stärkere Getränke, bis endlich sein vom früheren Fasten überreiztes Nervensystem den Dienst versagt. Es kommt ein Augenblick, in welchem das unfähig gewordene Gehirn aufhört, den Mechanismus des Körpers in Bewegung zu setzen. Jedes Glied, jeder Muskel handelt gesondert für sich und gerät infolge einander widersprechender Stöße in konvulsivische Zuckungen. Doch der Mann ist dabei guter Laune; er hält sich für einen Millionär oder gar für einen König; er glaubt, von allen geliebt und bewundert zu werden; er hat nicht das Gefühl, krank zu sein; er versteht nicht die Ratschläge, die man ihm erteilen will; er weist die Heilmittel, die man ihm anbietet, entrüstet zurück; er singt und schreit den ganzen Tag, und vor allem trinkt er mehr denn je. Allmählich verzerrt sich sein Antlitz, die Augen röten sich, — nun bieten sich ihm nicht mehr glänzende Erscheinungen; ungeheuerliche Gespenster treten an ihre Stelle; er sieht Verräter, die sich in dem Hintergrund verbergen, um ihn

unversehens zu überfallen, Banditen, welche die Arme ausstrecken, um ihn zu erdroffeln, Henker, die sich anschicken, ihn zu foltern. Erschrocken taumelt er vorwärts und tötet jeden, der ihm entgegentritt, — nur um nicht selbst getötet zu werden. Der Anblick, den er darbietet, ist furchtbar; die Stärke, die er an den Tag legt, ist bewundernswert, denn der Fieberwahnsinn hält ihn aufrecht; er erträgt, ohne nur darauf zu achten, Schmerzen und Leiden, denen ein gesunder Mensch sofort unterliegen würde.

Genau so verhielt es sich mit dem revolutionären Frankreich. Vom Fasten unter dem ancien régime erschöpft, berauscht es sich an dem Feuertrank des contrat social und anderen verfälschten, erhitzen Getränken, bis es plötzlich von Gehirnlähmung befallen wird. Als bald geraten alle Organe in Konflikt miteinander; sie verlierten ihren Zusammenhang und zerren einander hin und her; allen Gliedern des Staates entswinden Kraft und Leben. Nun ist die Zeit des lustigen Fieberwahnes vorbei und die des düsteren beginnt. Die Nation ist jetzt imstande, alles zu tun, alles zu wagen, alles zu dulden; sie kann unerhörte Heldentaten verrichten und scheußliche Barbareien begehen, je nachdem ihre Führer, die ebensowenig mehr zu gesunder Überlegung fähig sind, ihre Wut gegen einen das Vaterland von außen bedrohenden Feind oder gegen ein die innere Sicherheit bedrohendes Hindernis aufstacheln.

Man vergegenwärtige sich das Chaos von Paris in den letzten Tagen des Königtums! Ein gutherziger, aber kraftloser Monarch, — eine in glücklichen Tagen kleine, erst im Unglück große Königin, — Prinzen von königlichem Geblüt, die mit dem Rufe: Egalité! um Aufnahme in den Jakobinerklub betteln, — Träger stolzer Namen, die um engherziger Rücksichten willen ihre wichtigste Aufgabe, den König zu retten, außer acht lassen, — Günstlinge der Menge mit fürsüchtlichen Passionen, — verkommene Brasser, — ehrfürchtige Streber, — verkannte Genies, — verkrachte Existenzen, — hochstrebende Frauen, — weibliche Männer, — unverbesserliche Ideologen, — ränkespinnende Realisten, und alle, alle buhlend um die Gunst der Menge, die, gestern noch im Staub, heute auf dem Thron, sofort die Launenhaftigkeit, Eitelkeit und Grausamkeit eines asiatischen Despoten an den Tag legt.

Um nur überhaupt eine Stütze zu finden, mußte der König sein Kabinett aus den Reihen der Girondisten nehmen. Die Krone glitt sachte auf der schiefen Ebene weiter herab bis zur

Kante, wo sie von angeblich hilfsbereiten Händen vollends in den Abgrund gezerzt werden konnte.

Mit der Regierung war den Girondisten auch die schwere Aufgabe zugefallen, zu verhüten, daß die Revolution noch weiter ausarte und das Proletariat die Herrschaft an sich reiße; andrerseits hatten sie die Umtriebe der königlichen Partei unschädlich zu machen und sollten doch bei dieser Abwehr gegen rechts und links ihre Volksbeliebtheit wahren. Aus dem Labyrinth von Schwierigkeiten und Gefahren schien es nur einen Ausweg zu geben: Krieg mit dem Ausland! Dieses Interesse der herrschenden Partei, nicht der Wunsch Kaiser Leopolds, seine Schwester aus unwürdiger Lage zu befreien, und nicht der legitimistische Kreuzzugsseifer Friedrich Wilhelms II. führten zum ersten Revolutionskriege. Den Vorwand zur Kriegserklärung gegen Oesterreich (20. April 1792) gab die Behauptung, daß Kaiser Leopold in einem Appell an Frankreich auf die Bedrohung der europäischen Throne durch die Revolution und auf die gemeinsame Verpflichtung der Fürsten zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe hingewiesen, mithin die Sicherheit Frankreichs bedroht und die Ehre Frankreichs verletzt habe.

Seit der Kriegserklärung schwankte König Ludwig zwischen der Besorgnis, durch seine allerdings nicht freiwillige Einwilligung zu dieser Lösung des Knotens das Verhängnis auf sich geladen zu haben, und der Hoffnung, die Verbündeten, die er vor der Welt als seine Feinde bezeichnen mußte, als Befreier zu begrüßen. Doch das viel erörterte, auf Einschüchterung der Oppositionsparteien berechnete Manifest des Herzogs von Braunschweig, ein von einem heißblütigen Emigranten, Herrn von Limon, verfaßter und von Herzog Karl Wilhelm ungerne unterzeichneter Aufruf, der die Stadt Paris mit Einschüchterung und jeden Feind des Königtums mit Strafe an Leib und Leben bedrohte, wurde von den Gegnern des Thrones als Beleidigung des französischen Volkes gedeutet; es beschleunigte noch den Sturz des Königs. Der 10. August, im wesentlichen das Werk Dantons, brachte den Aufstand der Vorstädte, den Sturm auf die Tuilerien, die Flucht des Königs in die Nationalversammlung, die Absetzung des Oberhauptes der vollziehenden Gewalt zur Sicherstellung der Oberhoheit des Volkes und der Herrschaft unbeschränkter Freiheit und Gleichheit. Eine neue Wandlung der Revolution ist damit vollzogen, der radikale, der „rücksichtslose“ Umsturz hat begonnen.

Diese Entwicklung der Dinge in Frankreich wäre zweifellos dazu angetan gewesen, den Kriegseifer der Verbündeten zu beleben; die Monarchie konnte ja nur gerettet werden, wenn ihren Verteidigern rascher Sieg zufiel, ehe Frankreich zur Ausbietung seiner unermesslichen Hilfsmittel Zeit gewann. Trotzdem bildete für die maßgebenden politischen Kreise in Wien und Berlin nicht der Krieg mit Frankreich den Mittelpunkt der Interessen. Während die Heere nur langsam gegen Frankreichs Grenzen rückten, war die hohe Diplomatie vorwiegend mit der Frage beschäftigt: Was erheischt unser Interesse bei dem sich vorbereitenden Verfall des polnischen Reiches? Wie werden wir bei einer Teilung Polens die reichste Beute uns sichern?

Es ist hauptsächlich Sybels Verdienst, gezeigt zu haben, daß weniger die Heldentaten der Revolutionsarmeen, als die Uneinigkeit der Verbündeten und insbesondere die kisterne Anteilnahme der beiden Mächte an der zweiten Teilung Polens das bankrotte, von wilder Parteilung zerrissene, aus tausend Wunden blutende Frankreich gerettet haben.

Freilich war nicht die Beuteluft der Nachbarn allein am Falle Polens schuld; die Ursache lag tiefer, lag sozusagen im polnischen Blute. Ritterliche Eigenschaften und patriotischer Schwung genügen nicht, um einen Staat lebensfähig zu erhalten. Der allzu bewegliche, neuerungsfüchtige, bei allem Stolz doch des uneigennütigen Gemeinnes entbehrende Volkscharakter war das gefährlichste, staatsfeindliche Element. Diese Tatsache wird von unbefangenen Polen, z. B. vom Historiker Kalinka, unumwunden anerkannt. Auch kann vom politischen Standpunkt nicht getadelt werden, daß sich Preußen einen Anteil an der polnischen Beute sicherte. Es war ein Akt der Notwehr. Preußen durfte nicht das Ganze dem Zarenreich zum Opfer fallen lassen. Und für die Zivilisation war die Teilung Polens sicherlich kein Unglück. Dumouriez ist zweifellos ein unbefangener Zeuge. Er hatte in Polen selbst die Verlotterung von Heer und Volk so gründlich kennen gelernt, daß er offen zugestand, „die Miaten Europas“ könnten nur Vorteil daraus ziehen, wenn sie unter fremde Herren kämen.

Doch wenn auch nicht in diesem besonderen Fall, im allgemeinen verdient die preußische wie die österreichische Staatsleitung die Mißachtung der Nachwelt. Eine selbstfüchtige, nach dem Profit des Augenblicks jagende Kabinettspolitik entschied hier

wie dort das Ja und Nein. Kalinka hat nicht unrecht, wenn er sagt: „Es hat so manche Intriganten in der Weltgeschichte gegeben, aber eine so häßlich betrügerische Politik, wie diejenige, welche in der Zeit der Revolutionskriege auf dem europäischen Kontinent herrschte, findet man wohl nicht wieder.“

Krieg, der furchtbarste Gewaltakt, wurde ohne Rücksicht auf den Willen und die Opfer der Untertanen nur um des Vorteils der Dynastien willen beschlossen. Das rächte sich, als den Soldtruppen der Kabinette ein bewaffnetes Volk gegenübertrat. Siegesgewiß sandten die Fürsten ihre wohlgeschulten Truppen gegen Frankreich, doch mit jugendlichem Ungestüm wehrte sich die in der Liebe zum Vaterland einige Nation gegen den eingedrungenen Feind. Beim ersten ernstlichen Zusammenstoß, bei Balmly (20. Sept. 1792), gelang es den Veteranen des großen Friedrich nicht, den verachteten Gegner zu bezwingen; dieses negative Ergebnis bedeutete einen ungeheuren Erfolg für die Sache der Revolution. Als in der Nacht nach dem Treffen die Herren vom Gefolge des Herzogs von Weimar am Wachtfeuer über die Zwischenfälle des Tages sich unterhielten, sprach Goethe das bedeutsame Wort: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen.“ Es war dem Dichter zur Gewißheit geworden, daß die Gegenrevolution, kaum daß sie ihr Haupt erhoben hatte, in die Woge zurücksinken, daß der Freiheitsgedanke nicht bloß in Frankreich den Thron zertrümmern, sondern siegreich über Europa sich ausbreiten und ein neues Geschlecht und eine neue Zeit heraufbringen werde.

Welch klägliches Bild bot der Rückzug aus der Champagne! Ein volles Drittel der preußischen Armee ging durch Strapazen, Hunger und Krankheiten zugrunde, ein anderes Drittel war außer Stande, weiter zu dienen; der Rest bestand, wie Goethe versichert, mehr aus Gespenstern als aus Menschen. Welch beschämende Wendung hatte der Feldzug für die Waffen der Deutschen und Emigranten genommen! Wie anders, als es die Artois und Breteuil in Aussicht gestellt hatten, waren die französische Armee und das französische Volk aufgetreten! Den Linientruppen zur Seite standen die Freiwilligen, die anfangs freilich nur durch ihre Zahl wirkten, doch bald, durch kurze Übung und Erfahrung kriegstüchtig gemacht, mit den alten Regimentern an Mut und Ausdauer wetteiferten. Und hinter dieser Armee stand ein wenigstens

im Verlangen nach Abwehr des Feindes einmütiges, opferwilliges Volk.

Von glücklicher Verteidigung ging das junge Frankreich zum Angriff über. Statt der in Aussicht genommenen Wiedererwerbung von Elsaß und Lothringen für Deutschland folgten die Besetzung der blühenden deutschen Rheinufer durch die Franzosen, die Verwüstung, der Verlust ganzer Provinzen. Von Wiederaufrichtung des Silienthrones war längst nicht mehr die Rede. Schon seit dem 10. August 1792 war das Königtum in Frankreich tot. Wenn die siegreiche Volkspartei auch noch den Tod des Königs begehrte, so geschah es, um dem auf den Thron erhobenen kommunistischen Despotismus dauernd die Herrschaft zu sichern. Der König muß sterben, sagte Robespierre, damit die Republik lebe. Das Blut Ludwigs XVI. sollte eine Scheidewand bilden zwischen der Dynastie und den Untertanen, die den Tod des Landesherrn beschlossen oder doch nicht verhindert hatten, und ebenso zwischen dem republikanischen Frankreich und den Despoten Europas. Der Tod eines Königs durch Henkershand sollte das monarchische Prinzip überhaupt treffen. Nach dem Gaukelspiel eines unwürdigen Prozesses erlitt der König am 21. Januar 1793, wohl der einzige Mensch in Paris, der an jenem Tage in seiner Seele Frieden hatte, auf der Place de la concorde den Tod.

„Damit haben wir die Schiffe hinter uns verbrannt.“ Dieses Wort des Girondisten Isnard bezeichnet die Lage. Mit der Hinrichtung auf dem Eintrachtsplatz warf die junge Republik dem legitimistischen Europa den Fehdehandschuh hin; es war damit erklärt: Wir wollen den Krieg fortsetzen, den Krieg bis aufs Messer, bis sich unsere Ideen siegreich über alle Länder ausgebreitet haben werden!

Ein gütiger, volksfreundlicher Fürst, der Gatte der Schwester des deutschen Kaisers, stirbt unter dem Beil des Henkers, und in seinen Purpur teilen sich die Mörder!

Man sollte annehmen, daß diese Freveltat bei allen Gekrönten, zumal bei den Verwandten des Unglücklichen den Unmut zu hellem Zorn gesteigert und unbezwingbares Verlangen nach Ahndung des Verbrechens wachgerufen hätte. Tatsächlich war dies nicht der Fall.

Es traten zwar auch England, Holland, das römisch-deutsche Reich, sowie die bourbonischen Höfe von Spanien und Neapel in

den Krieg ein, und an allen Höfen wurde Trauer angelegt, doch um Genugtuung für die empörende Tat zu erkämpfen, fehlte es an gutem, starkem Willen; keiner von den europäischen Fürsten war mit Kopf und Herz bei der Koalition; jeder suchte des andern politische und militärische Erfolge zu hemmen; jeder war bereit, um des eigenen Vorteils willen mit den Königsmördern in Handelsschaft einzutreten. In Osterreich war der Krieg nichts weniger als populär; die höchsten Würdenträger, Feldmarschall Laschy und Hofkriegsratspräsident Wallis, gaben offen zu erkennen, daß sie den Krieg insbesondere wegen der schlimmen Finanzlage der Erbstaaten für ein Unglück ansähen; in Volkskreisen wurde eine hohe Kriegsteuer befürchtet; der Kaiser mußte eine Erklärung veröffentlichen, daß die Rüstungskosten ausschließlich auf Rechnung der kaiserlichen Domänen und des Familienschatzes übernommen werden sollten. Überaus bezeichnend für die Stimmung in den Hauptstädten der verbündeten Reiche sind eine vom preußischen Gesandten in Wien, Baron Jacobi, berichtete Äußerung des kaiserlichen Vizekanzlers Grafen Cobenzl und die Erwiderung des preußischen Ministeriums. „Die Wiener,“ sagte Cobenzl, „können sich mit dem Krieg nicht befreunden, weil sie glauben, daß unsere Regierung bei alledem von euch Preußen nur genarrt und geprellt wird!“ Darauf erwiderte das preußische Ministerium: „Auf diese Äußerung gibt es eine recht einfache Antwort! Sie brauchen nur zu sagen: Nicht anders denkt und spricht das Berliner Publikum! Überall kann man hören: Osterreich will uns Preußen nur für seine Hausinteressen ausnutzen!“ Die Spottreden sind kennzeichnend für den Dualismus, der seit den Tagen Friedrichs II. bis zum Entscheidungskampf von 1866 im Vordergrund der deutschen Verhältnisse stand.

Nicht lebhafter war die Kriegslust in den übrigen deutschen Staaten. Jedenfalls die große Mehrheit des deutschen Volkes verhielt sich gegenüber dem Kampfe zwischen Legitimität und Revolution völlig teilnahmslos. „Es ist ein Ereignis,“ schrieb der Herausgeber der Wiener Zeitschrift, Professor Hoffmann, im Frühjahr 1792, „das unseren Nachkommen noch sehr reichen Stoff zu den bedenklichsten Urteilen und Bemerkungen geben wird, daß bei der dormaligen politischen Krisis, da die zwei mächtigsten deutschen Reichsfürsten zunächst zur Beschützung des deutschen Vaterlands gegen eine mächtige Räuberrotte zu Felde ziehen und also das Interesse nicht nur des Deutschen Reichs, sondern aller Monarchen

und aller dermalen bestehenden Staatsverfassungen in Europa zu verteidigen bemüht sind, daß, sag' ich, bei dieser vor jedermanns Augen daliegenden, offenbaren und schrecklichen Lage der Dinge überall und ganz vorzüglich in einem großen Teile Deutschlands eine solche politische Kälte herrschte, als wenn nur eben davon die Rede wäre, einige französische Städte zu erobern und einige Millionen Pfund unnütziges Pulver zu verschießen!" Dagegen machte nun Frankreich zur Abwehr des äußeren Feindes die gewaltigsten Anstrengungen. Der Konvent verfügte Aushebung aller Wehrfähigen vom 18. bis 25. Lebensjahre. Lazare Carnot, als Mitglied des Wohlfahrtsausschusses mit der Ausführung dieses Beschlusses und mit der obersten Leitung des Kriegswesens betraut, gab den Volkshereen nicht bloß eine zweckentsprechende Organisation, sondern wußte auch die ungeordneten Massen in schlagfertige, wohldisziplinierte Truppen voll Ehrgefühl und Begeisterung umzuwandeln und mit sicherem Blick wirklich bedeutende militärische Talente in leitende Stellungen zu bringen.

Mit der levée en masse in Frankreich im Jahre 1792 trat zum erstenmal das Nationalgefühl in den Vordergrund der Weltbühne, das ja auch früher schon in einzelnen Völkern lebendig gewesen war, doch erst im 19. Jahrhundert zu weltgeschichtlicher Mission berufen sein sollte, in der modernen Ausdehnung und Stärke eine ganz neue Erscheinung im Geistesleben der Völker. Die Erregung des Nationalgefühls bei den Franzosen wirkte später als Vorbild auf die Erhebung der von Napoleon zertretenen Völker in Spanien, Rußland, Deutschland, und seit den Befreiungskriegen ist die politische Geschichte Europas im wesentlichen die Geschichte nationaler Kämpfe, aus denen Hellas, Belgien, Ungarn, Italien und das neue Reich hervorgingen und in Zukunft noch andere nationale Staaten hervorgehen werden.

Doch weit weniger die Kraft der Bataillone der Freiwilligen, als die gleichzeitige Verwicklung Österreichs und Preußens in die polnische Frage verschuldete die Mißerfolge der deutschen Waffen an Maas und Rhein. Nicht Dumouriez durch den Sieg bei Jemappes, nicht Jourdan durch den Sieg bei Fleurus, nicht die Überlegenheit der modernen Offensivtaktik über die schulmäßige, immer vorsichtige und bedächtige Kriegsführung der Clerfaut und Ferdinand von Braunschweig — die Zarin Katharina verhalf durch ihre Eroberungspolitik, die sich nicht bloß auf Polen, sondern

auch auf die Balkanhalbinsel erstreckte, dem erschöpften Frankreich zu dem alle Welt überraschenden Triumph über seine Widersacher.

Der Kampf, der von den Fürsten als Kreuzzug wider den Jakobinismus, von der Nationalversammlung zum Schutze nationaler Unabhängigkeit begonnen worden war, wandelte sich hüben und drüben in einen Krieg zu Eroberungszwecken. Denn auch in Paris wurde zwar versichert, es handle sich nur um Verteidigung der Freiheit; doch der Appetit kam während des Offens! Als den französischen Waffen der Sieg beschieden war, trat bald zutage, daß „der große Ausschuß der heiligen Völkererhebung“, wie Danton den Konvent nannte, nach Ausdehnung der Grenzen des eigenen Landes nicht weniger Begierde trage und diese Pläne nicht wählerrischer in den Mitteln verfolge, als Ludwig XIV. mit seinen Reunionskammern. Und ebenso strebten Thugut in Wien und Haugwitz und Luchefini in Berlin nur immer Entschädigungen und Vergrößerungen an, wenn auch auf Kosten des Bundesgenossen, zu einer Zeit, wo nur das aufrichtigste Zusammenhalten und der redlichste Kriegseifer den Sieg hätten bringen können.

Der feindliche Zwiespalt zwischen den Verbündeten zeigte sich am offensten im Feldzug von 1794, der als die Peripetie im Drama des großen Kampfes der Patrone der Legitimität mit den Vorkämpfern der Revolution bezeichnet werden kann. Auf Seite der Oesterreicher ein unbegreiflich ängstliches Zurückweichen, auf preussischer Seite geheime Anzettelung mit den Franzosen. Nicht vom König ging diese Politik aus, auch nicht vom Kabinett, sondern vom „imperium in imperio“, von den höchsten Generalen! Ein trauriger Beweis für die Entartung der Schöpfung des großen Friedrich, — die Vorgänge des Jahres 1794 machen das Jahr 1806, machen Jena und Auerstädt begreiflich!

Als in Polen ein Aufstand ausbrach und der preussische Besitzstand ernstlich gefährdet war, während Oesterreich sich eng an Rußland angeschlossen, um eine neue Teilung Polens ohne Teilnahme Preußens zu betreiben, gewann der Gedanke einer Ausöhnung mit Frankreich immer mehr Freunde. Nur noch der König widerstrebt, weil er mit einem Kobespierre nicht unterhandeln wollte. Doch auch dieses Hindernis wurde durch die Katastrophe vom 9. Thermidor (27. Juli 1794) beseitigt. Als die Proskriptionslisten des durch die Jakobiner mit einer Art Diktatur ausgestatteten Kobespierre immer maßloser anwuchsen, verbündeten sich endlich alle Bedrohten zu gemeinsamer Abwehr; die kleineren

Raubvögel suchten mit vereinten Kräften den großen Geier unschädlich zu machen. „Es ist besser, daß ein Mann sterbe, als daß das Vaterland zugrunde gehe!“ Mit diesem Wort hatte Robespierre seine Abstimmung für den Tod Ludwigs XVI. begründet; das nämliche Wort Talliens legte den Übermächtigen hinweg; die Schreckensherrschaft erstickte in dem Blut, das sie in Strömen vergossen hatte.

Der Rückschlag beginnt. Die Besitzenden kommen obenauf; der Knüttel der jeunesse dorée bestiegt die Piste; die Herrschaft der Proletarierquartiere geht zu Ende. „Nur ein Land, das durch die Besitzenden regiert wird, kann sich der richtigen sozialen Ordnung erfreuen.“ Dieses Wort Boissy d'Anglas', des Vorsitzenden der mit Ausarbeitung einer neuen Verfassung betrauten Kommission, kennzeichnet den Umschwung.

Mit der épuration de la France, der Aufrichtung einer gemäßigt-demokratischen Republik war für die Monarchen ein wesentliches Bedenken gegen eine Annäherung an Frankreich weggeräumt. Nun gewann in Preußen, wo viele schon längst im Österreicher den gefährlichsten Feind erblickt hatten, die französische Partei die Oberhand. Im Separatfrieden von Basel, vom 5. April 1795, der die Entscheidung bezüglich der Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich einem künftigen Reichsfrieden überließ, ist, wenn alle Umstände gerecht gewürdigt werden, nicht der Verrat am Deutschen Reich zu erblicken, wie es von Bivenot und Helfert dargestellt wurde, aber er war trotz aller Gründe, die ihn erklären und entschuldigen mögen, ein schwerer politischer Fehler Preußens. Keine Niederlage hätte diesen Staat tiefer beugen können, als er in Basel sich selbst demütigte, da er, ohne geschlagen zu sein, seine Hand abzog von der deutschen Westmark und das wichtige Mainz einem ungewissen Schicksal preisgab. Bei der Treulosigkeit und Unzuverlässigkeit seiner Bundesgenossen wäre es Preußen ohne Zweifel erlaubt gewesen, von der Koalition zurückzutreten, wenn Frankreich einen ehrenvollen Frieden angeboten und die alten Grenzen des Reichs anerkannt hätte. Daß die preussischen Staatsmänner nicht soviel Stolz hatten, auf dieser Forderung zu bestehen, das war eine Erniedrigung für Preußen, demütigender als die Niederlage von Jena. —

Mit Robespierre und St. Just endet die große Periode der Revolution. Das zweite Geschlecht betritt die Szene; die Revolution sinkt von der Tragödie zum Intriguenstück herab; der

Spiritualismus macht dem Ehrgeiz Platz, der Fanatismus der Habgier. An Stelle der von der Furcht diktierten altrömischen Nüchternheit trat die Gemüthsucht der spätrömischen Zeit. Extreme berühren sich. Auf die mit ihrer Sittenstrenge prahlenden Jakobiner folgen die schwelgerischen Muscadins mit ihrem Kleiderputz und die Merveilleuses, deren Costume à la Grecque sich beinahe nur auf einen Gürtel beschränkte.

Eine von den mit so viel Blut und Greuelthat erkauften Freiheiten nach der anderen wurde unterdrückt, nur ihre Schattenbilder wurden noch gebuldet, den Ruf liberté, égalité, fraternité verdrängte das Wort gloire, — immer größer, riesengroß richtet sich ein Mann auf, Napoleon Bonaparte.

Die Legende dieses Mannes ist durch die kritische Forschung Lanfrens und Taines zerstört, seine Größe ist dadurch nicht geschmälert worden. Wenn Frau von Kemusat zum Überdruß schildert, wie klein der große Mann im Privatleben sein konnte, wie er auch in jenen Tagen, da er an Frau Josephine glühende Liebesbriefe richtete, sich in Liebelei mit anderen Damen und Dämchen einließ, — wenn Lucien Bonaparte versichert, daß sein Bruder Stunden vor dem Spiegel verbrachte, um ein zweckentsprechendes Mienenspiel einzustudieren, — wenn Lanfreny und Welschinger dartun, daß die angeblich zum Wohle des Staates und zur Wahrung des Gesetzes notwendige Hinrichtung des armen Enghien nur ein Akt des skrupellosen Egoismus war, — und wenn auf die Hymnen Berangers Barbier mit grausamen Satiren antwortet, — er bleibt doch der Held von Austerlitz und Wagram! Auch der Historiker, der geschichtliche Persönlichkeiten und Ereignisse nicht lobpreisen oder verurteilen, der sie nur verstehen und erklären will, muß die Größe des Mannes anerkennen, der auf Gestaltung und Geschichte Europas im 19. Jahrhundert am mächtigsten eingewirkt hat. Nicht der größte Mann, aber die interessanteste Persönlichkeit des 19. Jahrhunderts.

II. Abschnitt.

Das Zeitalter Napoleons I.

Der 18. Brumaire. Konsulat und Kaiserreich. Der Zusammenstoß des alten Europa. Der Höhepunkt des Imperialismus. Die Freiheitskämpfe der europäischen Nationen. Die hundert Tage. St. Helena.

Literatur.

- Thiers, Histoire du consulat et de l'empire (I--XXI, 1845). (Deutsche Bearbeitung von W. Jordan, 1845.)
 Lanfrey, Histoire de Napoléon I. (I--V, 1867). (Deutsche Bearbeitung von Glümer, 1869.)
 Aug. Fournier, Napoleon I. (3 Bde., 1886; 2. Aufl., 1905).
 Max Lenz, Napoleon (1905).

Es ist hier nicht am Platze, näher einzugehen auf die Anfälle Napoleon Bonapartes, auf die Siege in den italienischen Feldzügen von 1796 und 1797, auf den phantastischen Eroberungszug nach Ägypten. Maßgebend für die staatsrechtliche Entwicklung Frankreichs wurde Bonapartes Staatsstreich vom 18. Brumaire, ja der 9. November 1799 wurde entscheidend für die politische Gestaltung Europas im 19. Jahrhundert. Die geistvolle Tochter Neckers, Frau von Staël, entwirft vom General Bonaparte ein Porträt, das um so wertvoller ist, weil damals die offizielle Schmeichelei noch nicht den Napoleontypus aufgebracht hatte. „Bei seiner Rückkehr nach dem Friedensschluß von Campo Formio sah ich ihn zum ersten Male. Nachdem ich mich ein wenig vom Taumel der Bewunderung erholt hatte, trat an deren Stelle ein ebenso starkes Gefühl der Furcht, obgleich er damals noch keine Macht besaß und infolge des scheuen Argwohnes des Direktoriums sogar für bedroht galt. Wenn er also Furcht einflößte, so war dies nur ein eigentümlicher Eindruck, den seine Person auf alle übte, die sich ihm näherten. Ich hatte schon sehr achtungswerte, aber auch sehr bössartige Männer gesehen, doch nichts an Bonaparte erinnerte an die einen oder anderen. Nach-

dem ich ihm während seines Aufenthalts in Paris mehrmals begegnet war, wurde mir klar, daß sein Charakter sich nicht durch die landläufigen Bezeichnungen schildern lasse. Er war weder gütig, noch grausam, weder sanft, noch heftig, wie es andere Menschen sind. Ein solches Wesen, das ohnegleichen dastand, konnte Sympathie weder fühlen, noch hervorufen. Er war entweder mehr oder weniger als ein Mensch. Sein Wuchs, sein Geist, seine Sprache, alles hat etwas Seltsames, fremd Anmutendes. Er betrachtet die Menschen nicht wie seinesgleichen, sondern wie man eine Tatsache oder ein Ding betrachtet. Er kennt weder Liebe noch Haß. Für ihn ist nur er selbst vorhanden; alle übrigen Geschöpfe behandelt er als Ziffern. Seine Willensstärke besteht in den unentwegten Berechnungen seiner Selbstsucht. Er ist ein Schachspieler, der das Menschengeschlecht zum Gegner hat, den er durchaus mattsetzen will und mattsetzen wird. . .“ Der Zug nach Syrien hatte nur dürftigen militärischen Lorbeer gebracht; trotzdem glaubten die Franzosen schon an Bonapartes Unwiderstehlichkeit, an sein Glück und seinen Stern. Wärmer als anderen verdienstvollen Generalen, Bernadotte, Pichegru, Moreau, die anfänglich in einem gewissen Wettwerb um die Volksgunst und die Herrschaft mit ihm standen, neigte sich die Liebe der Soldaten und der weitesten Volkskreise dem kleinen Manne mit den Feuer-Augen zu. Nicht nur den durch Mittel aller Art gewonnenen, unbedingten Anhängern, sondern Männern der verschiedensten Parteien erschien er, wie aus ihren eigenen Bekenntnissen hervorgeht, als der von der Vorsehung berufene Retter des Staates. Durch die Mißwirtschaft des Direktoriums, durch die wenig glücklichen Kriege gegen England, Osterreich und Rußland war die Republik an den Rand des Abgrundes geraten; sie sehnte den rettenden Degen herbei. Der Staatsstreich vom 18. Brumaire erhob denn auch Bonaparte zum Staatsoberhaupt. Frankreich hatte seinen Herrn, doch wurde eine Zeitlang noch der Schein einer republikanischen Verfassung aufrecht erhalten.

Um die „Freunde der Freiheit und Gleichheit“ nicht jählings vor den Kopf zu stoßen, wurden dem Konsul Bonaparte zwei Würdenträger an die Seite gestellt, die den gleichen Titel trugen wie er, doch Cambacerès und Lebrun hatten nur das Recht, die Befehle Bonapartes mitunterzeichnen und ausführen zu dürfen; er war der Souverän, die Kollegen waren seine Untertanen; er allein traf alle bedeutungsvollen Entscheidungen, er allein besetzte

die wichtigsten Stellen; auch der Ministerrat, der Senat, das Tribunal und der gesetzgebende Körper waren nur noch Organe des einen Willens. „Dieser schreckliche Mensch“, sagte Decrès, „hat alle Franzosen unterjocht; er hält unsere Phantasie in seiner Hand, die bald sammetweich, bald stahlhart ist; man weiß keinen Tag im voraus, wie diese Hand zugreifen wird, und es gibt kein Mittel, sich ihr zu entziehen; sie läßt niemals los, was sie einmal erfaßt hat.“ Unabhängigkeit, Freimut, Geradsinn sind ihm anstößig; er will nur gelehrige Handlanger, keine aufrichtigen Ratgeber. Deshalb sieht er Verräter in allen Mitgliedern des Senats und des Tribunals, die seinen Beschlüssen nicht unbedingt zustimmen, und die Verschwörung von Royalisten und Radikalen bietet den erwünschten Anlaß zur Ausstoßung der Constant, Chazal, Chenier, Daunou u. a. Die auf solche Weise „gereinigte“ Kammer beantragt nun selbst, daß dem Wohltäter der Nation, der dem Lande soeben wieder den ehrenvollen Frieden mit England geschenkt habe, eine neue Auszeichnung zugewendet, das Konsulat auf Lebenszeit übertragen werde (6. Mai 1802). Als es im Senat noch einige Widerspenstige gab, wurde der Antrag einer Volksabstimmung unterbreitet: 3 568 885 Urwähler stimmten für, nur 8374 gegen den „Erwählten der Nation“. Damit war eigentlich die Monarchie schon perfekt. Bonaparte wollte aber nicht bloß für sich schrankenlose Gewalt; er wollte der Gründer einer Dynastie werden. Wieder wirkten alle Faktoren zusammen, um die Massen auch mit dieser Umgestaltung zu befreunden. Wie gründlich mit den Überlieferungen der Revolution aufgeräumt worden war, beweisen die Reden in den letzten entscheidenden Sitzungen im Tribunal und im gesetzgebenden Körper. „Wie kann einem der Gedanke kommen,“ rief Curée, „Napoleon Bonaparte mit Karl dem Großen zu vergleichen? Karl der Große verdankt die Hälfte seiner Macht dem Schwert Karl Martells und Pipins, Bonaparte dagegen verdankt alles sich selbst, und wir verdanken alles ihm, und deshalb soll er und muß er unser Kaiser werden!“

Auch die Aufregung über neue royalistische Verschwörungen wurde so klug benutzt, daß der Antrag des Senats, dem Konsul zu seiner monarchischen Gewalt auch den kaiserlichen Titel und die Befugnis zu einer entsprechenden Verfassungsänderung anzubieten, wieder mit $3\frac{1}{2}$ Millionen Ja gegen ein paar Tausend Nein gutgeheißen wurde. Die Republik war damit auch dem Namen

nach aufgehoben; an ihre Stelle war ein mit unbeschränkter Machtvollkommenheit ausgestattetes Soldatenkaisertum getreten. Zur Salbung und Krönung Napoleons in Notre Dame ließ sich sogar Papst Pius VII. über die Alpen entbieten (2. Dezember 1804). Das neue gallische Kaisertum wurde also aus der nämlichen Quelle genährt, wie das römisch-germanische Kaisertum in den Jahren 800 und 962. Die allgemeine, absolute Monarchie der deutschen Cäsaren war zwar seit dem Tode Friedrichs II. nur noch ein Schatten gewesen, erschien aber immer noch so erhaben und ehrwürdig, daß der große Italiener den Plan faßte, den Traum des Mittelalters wieder neu zu beleben, der leeren Form einen Inhalt zu verleihen, eine umfassende, unbeschränkte Weltherrschaft aufzurichten. Die Anregung zu dieser Schöpfung erhielt er durch die Richtung seines Geistes und die Überlieferung seines Volkes. Wie in Literatur und Kunst sein persönlicher Geschmack der klassischen Richtung huldigte, so sollte sie auch in Politik und Gesellschaft zur Herrschaft kommen; das neue Frankreich, sowie das aufzurichtende Universalreich sollten Meisterwerke des klassischen Geistes werden.

Von Lanfrey und anderen republikanisch gesinnten Historikern wird die Darstellung beliebt, als ob die Menschheit im Zeitalter der Revolution von Frankreich unvergängliche Errungenschaften und Wohltaten empfangen habe, während sie im Zeitalter Napoleons I. nur durch die unerfüllte Ruhmbegierde des einen Mannes, durch dessen Streben nach Weltherrschaft in Leiden und Not gedrängt worden sei.

Das ist aber auch nur eine Legende.

Vor allem steht außer Frage, daß die Franzosen selbst dem ersten Kaiserreich für vieles Große und Gute zu Dank verpflichtet sind. Man kann nicht sagen, daß Napoleon die Hoffnungen, die Frankreich auf ihn gesetzt, nicht erfüllt habe. Er erwies sich vor allem als der genialste Organist, den Frankreich je gehabt hat, weit hinaus über Richelieu und Mazarin. Nicht als ob alle diese Reformen originell gewesen wären; in vielen Punkten tritt die Nachahmung des spätrömischen Kaisertums zutage, — bei Bonaparte weniger ein Plagiat, als ein Fall von Atavismus. Hier wie dort bedingungslose Übertragung der gesamten Volksrechte an einen einzigen Mann, scheinbare Übertragung dieser Allmacht durch freie Wahl, durch ein Plebiszit der Bürger, in Wirklichkeit durch die Gunst und den Willen des Heeres; Einrichtung einer

tausendarmigen, auf alle sorgfältig eingetheilten und abgegrenzten Dienstzweige sich erstreckenden Verwaltung; Verteilung der jederzeit versetzbaren Beamten über alle unterworfenen Völker; geometrische Teilung des Reiches in gleichmäßig verwaltete Provinzen ohne weitere Beachtung ihrer nationalen und historischen Sonderrechte; Aufstellung einer offiziellen Landessprache, einer Staatsreligion, eines allgemeinen Gesetzbuches; Abgrenzung der Gesellschaft in Klassen nur nach Verdienst um Fürst und Staat; dabei unbeschränkte Möglichkeit des Emporkommens für jeden Einzelnen, — ist doch der Imperator selbst aus niedrigem Stande hervorgegangen und ist jetzt in einer Person der Theodosius der Tuilerien, der Konstantin des Konfordsats, der Justinian des code civil!

Wie viel andere an diesem Bau in römischem Prunkstil schon vor ihm gearbeitet, wie viel Kräfte und Talente des Volkes in seinem Dienst mitarbeiteten an dem großen Werk, — schließlich hat doch er allem sein einzigartiges Gepräge aufgedrückt.

Die Franzosen sind auch nicht im Recht, wenn sie die Unersättlichkeit des Ehrgeizes ihres Imperators, die Blutopfer der dadurch heraufbeschworenen Kriege beklagen.

Der Ehrgeiz Napoleons hat nichts erfunden, was nicht schon vor seinem Auftreten in Frankreich geplant und angestrebt worden war. Insbesondere durch die unparteiische Forschung Albert Sorels ist nachgewiesen worden, daß die chauvinistische Politik, das Trachten nach Weltherrschaft schon auf die Zeit und Männer des Schreckensregiments und des Direktoriums zurückzuführen ist.

Wie zu Zeiten Mohammeds die Befenner des Koran ihren Glauben mit Feuer und Schwert auszubreiten suchten, so brachen die Vorkämpfer der Revolutionsideen in die Nachbarstaaten ein, um für die neuen Satzungen zu befehren, und zwar zu befehren, indem man eroberte. Wie wenig das ideale Moment allein bedeutete, das zeigte sich, indem Konvent und Wohlfahrtsausschuß das mit den Waffen weggenommene Land unbedenklich behielten, entweder direkt als Provinz oder als abhängige Tochterrepublik.

Denjenigen Gegner, der am ausdauerndsten und entschlossensten der Ausbreitung der Republik widerstrebte, England, durch eine Landung zu bekämpfen, — das wurde schon 1796 ins Auge gefaßt. England in Ostindien zu treffen, hat schon Robespierre geplant, ja sogar die Kontinentalsperre, die den englischen Waren die kontinentalen Häfen verschließen soll, taucht schon 1796 auf.

Ebenso setzte Napoleon gegen Deutschland nur diejenige Politik fort, die schon in den neunziger Jahren Punkt für Punkt hervorgetreten war. Der Friede von Campo Formio setzte nur dasjenige fest, was schon im Winter 1794, während Bonaparte noch Subalternoffizier war, in Basel von den Vertretern des Wohlfahrtsausschusses gefordert worden war. Darüber geben die jetzt gedruckt vorliegenden Papiers de Barthélemy, des Gesandten der französischen Republik, der den Baseler Frieden mit Hardenberg abschloß, ganz überraschende Aufschlüsse. Das System der Säkularisierung, der Entschädigung der durch Gebietsabtretung an Frankreich betroffenen weltlichen Fürsten auf Kosten der geistlichen, hat Sieyès zuerst aufs Tapet gebracht. Auch dem Gedanken eines Bundes süd- und westdeutscher Fürsten unter französischem Protektorat begegnen wir — abgesehen vom Vorbild von 1658 — schon in Plänen des Directoire von 1798.

Bonaparte war der Degen der Revolution und ihrer weltumfassenden Eroberungspläne gewesen; er setzte diese Politik nur fort, um sie für sein eigenes Interesse auszubeuten. —

Zwischen dem zweiten und dem dritten Koalitionskriege schien sich eine neue Umgestaltung der internationalen Verhältnisse vorzubereiten. Bonaparte fand einen starken Bundesgenossen an dem Groll, der bei allen seefahrenden Nationen gegen das übermächtige und übermüthige England aufgewachsen war. Der Inselstaat, auf allen Meeren ebenso siegreich wie Frankreich auf dem Festland, nützte seine Überlegenheit rücksichtslos aus. Welche Mißstimmung das schonungslose Vorgehen der britischen Flotte bei Überwachung der Warenzufuhr auch in Kreisen hervorgerufen hatte, welche nicht unmittelbar an Handelsinteressen beteiligt waren, beweist die Haltung des „Deutschen Merkurs“, in welchem Wieland mit Feuereifer für Bonaparte und gegen den Mißbrauch des Rechts des Stärkeren, wie ihn England sich fort und fort erlaubte, Partei ergriff. „Friede auf dem festen Lande“, schrie Wieland an Johannes Müller, „und Demütigung der übermüthigen Inselaner, die uns ihr Rulo Britannia so trotzig in die Ohren schallen lassen und durch ihre angemachte Ober- und Alleinherrschaft über den Ozean eine unendlich drückendere und verderblichere Universalmonarchie als die, so wir von Napoleon zu befürchten haben, nicht bloß androhen, sondern wirklich schon ausüben, ist meiner innigsten Überzeugung nach das Angelegenste und Dringendste, wofür sich alle Wünsche und wozu sich alle Kräfte vereinigen

sollten!“ Gereizt durch Gewalttaten der englischen Flotte gegen Schiffe, die sich nicht auf Kriegskontrebande untersuchen lassen wollten, schlossen sich Schweden, Rußland, Preußen und Dänemark am 18. Dezember 1800 zu gemeinsamer Verteidigung ihrer See- und Handelsinteressen zusammen; auch Konful Bonaparte gab einem Bevollmächtigten des Zaren Paul die Versicherung, daß Frankreich sich auf keinen Frieden einlassen werde, wenn nicht auch England den Grundsatz anerkenne: Das Meer steht allen offen! Doch die antienglische Bewegung wurde schon bald darauf durch die Ermordung des Zaren Paul (24. März 1801) zum Stillstand gebracht. Der Nachfolger Pauls, Alexander I., traf, weil die russische Landwirtschaft durch die Abwendung der englischen Keeser starke Einbuße erlitten hatte, mit dem englischen Kabinett ein Abkommen, worin auf Sicherung der neutralen Flagge so gut wie gar keine Rücksicht genommen war. Preußen hatte die britischen Gewalttätigkeiten zur See durch Besetzung von Hannover beantwortet, doch da es der preußischen Politik unter Friedrich Wilhelm III. und seinem Minister Haugwitz zwar nicht an Ehrgeiz und Begehrlichkeit, aber an Mut und Opferwillen fehlte, wurde nachträglich in London die Erklärung abgegeben, der Einmarsch in Hannover habe nur bezweckt, einem Einrücken von Russen oder Franzosen zuvorzukommen, und die Preußen wurden aus Hannover zurückgezogen. Der antienglische Bund brach zusammen, kaum daß er geschlossen worden war; der Ansturm auf Karthago war abgesehen. —

Wie der Friede von Campo Formio ein Nachspiel im Kongreß zu Rastatt gehabt hatte, so wurde die Ausführung der Bestimmungen des Friedens von Luneville einer außerordentlichen, in Regensburg tagenden Reichsdeputation übertragen, wie solche seit alten Zeiten im heiligen römischen Reich deutscher Nation gebräuchlich waren und seit dem Westfälischen Frieden nach dem Grundsatz der kirchlichen Parität zusammengesetzt wurden. Durch Reichstagsbeschluß vom 2. Oktober 1801 wurden aus dem kurfürstlichen Kollegium von katholischer Seite Mainz und Böhmen, von evangelischer Seite Brandenburg und Sachsen, aus dem Fürstentkollegium von katholischer Seite Bayern und der Hoch- und Deutschmeister, von evangelischer Seite Württemberg und Hessen-Kassel in die Deputation gewählt. Die wirkliche Entscheidung über die Verteilung des Reichsgebiets war jedoch nicht den deutschen Staaten überlassen, sondern den Vertretern von Frank-

reich und Rußland, welche die gütige „Vermittlung“ übernommen hatten. Am 23. November einigte sich die Deputation zu einem „Beschluß“, doch gelang es nicht, die Zustimmung des Kaisers dafür zu erwirken. Erst nachdem zwischen Frankreich und Österreich in Paris eine Übereinkunft über die Entschädigungen des Habsburgisch-lothringischen Hauses getroffen worden war, kam der Reichsdeputations-Hauptschluß vom 25. Februar 1803 zustande, dem die kaiserliche Bestätigung zuteil wurde. Das wichtigste Moment war die Aufhebung aller geistlichen Fürstentümer, nur der Kurfürst von Mainz, Karl Theodor von Dalberg, war von der Säkularisierung ausgenommen, doch wurde die erzbischöfliche Würde von Mainz auf Regensburg übertragen, und dem neuen Metropolitan die Würden eines Kurfürsten, sowie des Reichserzkanzlers und Primas von Deutschland übertragen. Von den 48 freien Reichsstädten blieben nur 6, Hamburg, Bremen, Lübeck, Frankfurt am Main, Augsburg und Nürnberg erhalten, die übrigen wurden benachbarten Fürsten überlassen. Auch die meisten Reichsgrafen und Reichsfreiherrn wurden mediatisiert; nur diejenigen retteten ihre Reichsunmittelbarkeit, die sich rechtzeitig der Verwendung einer Großmacht versichert hatten. Baden, Hessen-Kassel, Württemberg und Salzburg wurden zu Kurfürstentümern erhoben; das letztgenannte erhielt des Kaisers Bruder, Großherzog Ferdinand III. von Toskana, obwohl zu dessen Entschädigung das deutsche Reich sicherlich keine Verpflichtung hatte. Ebenso erhielt Erzherzog Ferdinand für das Herzogtum Modena den Breisgau, das Haus Nassau-Oranien das Hochstift Fulda. Preußen gewann 240 Quadratmeilen mit mehr als einer halben Million Einwohnern; Bayern, das sich freundschaftlich mit Frankreich abgefunden hatte, erhielt beträchtlichen Gebietszuwachs; auch Baden, Württemberg, Hessen-Darmstadt und Nassau waren günstig bedacht. Alle diese Staaten hatten sich, da von Kaiser und Reich kein Schutz zu erwarten war, mit Frankreich in Sonderverhandlungen eingelassen. Darin war schon der Keim zum Rheinbund enthalten. Trotzdem verdient eine Politik, die von der Selbsterhaltung unbedingt gefordert war, schwerlich harten Tadel. „Man darf“, sagt Max Lenz, „den Fürsten und ihren Räten nicht mehr zum Vorwurf machen, daß sie gehandelt haben, wie sie mußten: unverzeihlich wäre es erst gewesen, wenn sie sich nicht von den zur Lüge gewordenen Formen und Forderungen des alten Reiches losgesagt, wenn sie sich zu den Don Quixotes des heiligen römischen Reiches deutscher Nation

hätten machen wollen. Sie haben nur getan, was vernünftig war, sie haben die Pflicht gegen ihr Land erfüllt und sein Dasein gerettet, indem sie die Hand der Eroberer ergriffen, von denen ihre Vernichtung oder Erhöhung abhing.“ Durch die Änderungen, welche der Reichsdeputationshauptschluß mit sich brachte, hauptsächlich durch die Aufhebung des geistlichen Fürstenstandes und die Schwächung der fürstlichen und reichsständischen Kollegien war die alte Reichsverfassung in ihren Grundvesten erschüttert. Es lag zutage, daß die föderative Ordnung, welche die überlebenden Gebiete nur noch in lockerster Form zusammenhielt, nicht lange mehr Bestand haben werde. Osterreich war durch den Verlust der an die süddeutschen Mittelstaaten übergegangenen Besitzungen nach dem Osten zurückgeschoben; Preußen war im Norden die ausschlaggebende Macht geworden; im Süden und Südwesten hatten sich Staatengruppen formiert, welche sowohl durch die geographische Lage als durch das Interesse auf Frankreich hingewiesen waren. Aus dem Reichskörper war alles Leben verschwunden. Franz II. handelte angesichts der Entkräftung des römischen Reiches deutscher Nation einerseits und der Schöpfung des neuen weltlichen empire andererseits nur folgerichtig, als er am 14. August 1804 dem Regensburger Reichstag und den auswärtigen Potentaten eine Erklärung zugehen ließ, daß er künftig als Monarch der österreichischen Erblande den Kaisertitel führen oder, wie es im amtlichen Wiener Deutsch hieß, den Kaisertitel „auf Höchstherrliche eigene Hauslande radizieren“ werde. Als der Moniteur die Titelveränderung mitteilte, war das „semper Augustus“ wie zum Hohn mit „toujours extenseur de l'empire“ wiedergegeben.

Die Freundschaftsversicherungen, womit die europäischen Fürsten, die Repräsentanten des Legitimitätsprinzips, gegenüber dem Advokatensohn aus Naccio nicht kargten, waren immer nur eine Maske, welche einen unverföhllichen Gegensatz verbarg. Mit einer ausdehnungsgierigen, bisher unbeflegten Macht revolutionären Ursprungs konnte nicht dauernder Friede bestehen. Kaiser Franz trat 1805 abermals einem russisch-englischen Bündnis bei. Zwar erfocht der englische Admiral Nelson am Vorgebirge Trafalgar an der spanischen Ostküste am 21. Oktober 1805 einen glänzenden Sieg über die französische Flotte, der die Engländer nicht bloß von der Besorgnis vor Napoleons Landungsplänen befreite, sondern ihnen die Seeherrschaft auf lange Zeit sicherte. Dagegen

waren die Mack und Kutusow dem genialsten Feldherrn der neuen Zeit nicht gewachsen; schon nach wenigen Wochen entschied sein glänzender Sieg bei Austerlitz (2. Dezember 1805) das Schicksal Osterreichs und Deutschlands. Der Preßburger Friede kostete Osterreich schwere Opfer; es mußte Venetien an das neue Königreich Italien abtreten, womit es vom italienischen Boden gänzlich verdrängt war; die süddeutschen Territorien, welche bisher noch mit den Erblanden vereinigt gewesen waren, auch Tirol und Vorarlberg, mußten an die deutschen Bundesgenossen Napoleons abgetreten werden. Die Kurfürsten von Bayern und Württemberg nahmen den Königstitel an; auch volle Souveränität wurde ihnen, sowie dem Kurfürsten von Baden zugesprochen; sie brauchten dafür nur das Messuskleid schimpflicher Abhängigkeit von Bonaparte einzutauschen. Die Politik Richelieus und Mazarins hatte ihre letzten Ziele erreicht, als diese angeblich von jeder fremden Macht unabhängigen Staaten mit Napoleon den Rheinbund schlossen. Am 17. Juli 1806 ließen 16 deutsche Fürsten, darunter die Könige von Bayern und Württemberg, der Kurfürst-Erzkanzler, der Kurfürst von Baden u. a., in Paris eine Akte unterzeichnen, wodurch sie sich von Kaiser und Reich los sagten, den Kaiser von Frankreich als ihren Protektor anerkannten und ihm für jeden Krieg auf dem Festland ihre Truppen zur Verfügung stellten. Napoleon erließ eine Erklärung, daß er ein Deutsches Reich nicht mehr anerkenne. Dem letzten Kaiser, Franz II., blieb, nachdem ein Versuch, seine Zustimmung sich abkaufen zu lassen, gescheitert war, nichts andres übrig, als in Regensburg mit kühlen Worten anzuzeigen, daß er die deutsche Kaiserkrone niederlege und die Verbindung zwischen Deutschland und den kaiserlichen Erblanden für gelöst ansehe. Nur noch ein paar Gesandte waren bei diesem Begräbnis des heiligen römischen Reiches anwesend. Würdelos ging ein in seinen Anfängen so großartiges geschichtliches Dasein zu Ende.

Preußen erhob keinen Widerstand. Da während des Krieges von 1805 französische Truppen das neutrale ansbachische Gebiet verlegt hatten, waren Preußen in das seit 1803 von den Franzosen besetzte Hannover eingerückt, und im Pariser Vertrag vom 15. Februar 1806 hatte Preußen das mit Großbritannien in Personalunion befindliche Kurfürstentum als Ersatz gegen Ansbach und Cleve annehmen müssen. Die Auflösung des alten Reiches wurde in Berlin nicht als ungünstige Wendung betrachtet.

Talleyrand selbst forderte den König von Preußen auf, er möge aus der Stiftung des Rheinbundes Vorteil ziehen und das in sein Machtgebiet fallende Drittel Deutschlands in ein norddeutsches Kaisertum umwandeln. Mit der Aussicht auf solche Erhöhung ließ sich Preußen so lange ködern, bis Napoleon alles vorbereitet hatte, um gegen den bisher so gefügigen Bundesgenossen zu entscheidendem Schlag auszuholen. Als die preussische Regierung endlich erfuhr, daß Napoleon, der in dem neuen Leiter der englischen Politik, James Fox, einen weit nachgiebigeren Gegner hatte, als in dem verstorbenen Pitt, sogar Hannover an Georg III. zurückgeben wollte, und als andererseits Zar Alexander in Berlin eröffnen ließ, daß er einen Norddeutschen Bund ebensowenig anerkennen werde als den Rheinbund, kam es zum Krieg. In Fridericianischem Sinn wurde der Plan einer großartigen Offensive entworfen, aber es fehlte an der Fridericianischen Schlagfertigkeit und Raschheit, und der Herzog von Braunschweig war so wenig wie die Wurmsfer und Mack der Kriegskunst und dem Wagemut seines Gegners gewachsen. Nach der Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt (14. Oktober 1806) legte ein Bulletin Napoleons allen preussischen Provinzen diesseits der Weichsel eine hohe Kontribution auf, gleich als ob durch den Sieg ganz Preußen bis zur Weichsel in seine Hände gegeben sei; dies wurde anfangs von seinen eigenen Marschällen als eitle Prahlerei verachtet, doch der Erfolg lehrte, daß Napoleons Berechnung richtig war: nie ist eine Niederlage entscheidender und vollständiger gewesen! Zum Unglück gefellte sich noch die Schande. Der verlorenen Schlacht in den Thüringer Waldbergen folgten die schmachliche Flucht der einzelnen Heeresteile, die unwürdige Kapitulation wohlversorgter Festungen, die Auflösung der alten Ordnung, der förmliche Zusammenbruch der Monarchie!

Selbstverständlich war es nicht allein die Überlegenheit Napoleons, die ihn immer und überall siegen ließ. Wie tief erschüttert das früher so feste Gefüge des Absolutismus war, bewies der Zusammensturz Preußens. Die Nachbarstaaten in Italien, Deutschland und Spanien waren samt und sonders militärisch und finanziell herabgekommen. Auch schlug er seine Schlachten keineswegs nur mit Franzosen; Rheindeutsche, Italiener, Belgier, Rheinbündler, Polen dienten in seinen Reihen. Und noch eins: die Ideen von Freiheit und Menschenrecht, von Beseitigung der Geburtsvorrechte und des Feudalwesens kämpften wirksam

für ihn mit. Schon seit seinem ersten glänzenden Auftreten in Italien ging eine Strömung durch ganz Europa, die durch jeden neuen Erfolg mächtiger anwuchs, der Bonapartismus, der auf Regierungen und Völker faszinierend wirkte. Unter den Gemälden im Schloß zu Versailles befindet sich auch eine Darstellung des Einzugs Napoleons I. in München. Da ist zu sehen, wie die Münchner und Münchnerinnen sich vor Freude, daß der Weltbegewinger bei ihnen einkehrt, gar nicht zu fassen vermögen. Der Künstler hat sich aber keiner Übertreibung schuldig gemacht. Eine stolze Freude ob des Sieges eines genialen Mannes, eines Plebejers, über die vornehmsten Träger der alten Fürstenwürde flutete durch ganz Europa und war besonders verbreitet in denjenigen Staaten, die sich der Freundschaft und Verbrüderung mit den Vertretern eines neuen Menschentums und mit ihrem Oberhaupt rühmen durften.

Schon bestand aber eine Unterströmung. Die Mehrheit bilden noch die kosmopolitischen Politiker, die im Napoleonischen Weltregiment nichts Unsittliches erblicken, die nur Bewunderung haben für das merkwürdige Staatensystem, in welchem Frankreich als der durch physische und geistige Macht überwiegende Staat den Eckstein bildet, — aber in vielen ist schon trotz allem Siegestaumel das nationale Gewissen erwacht, und diese Regung wird allmählich zu einer Macht, die schließlich nicht bloß das Napoleonische Regiment zertrümmert, sondern das ganze Jahrhundert hindurch bald da, bald dort die Geschicke der Völker entscheidet.

In Spanien führte zuerst der Kampf um die Nationalität zu empfindlichen Niederlagen der Sieger von Austerlitz und Jena. In Preußen wurde Königin Luise der geistige Mittelpunkt einer nationalen Reformpartei. In den Jahren 1807 bis 1813 vollzog sich eine Erneuerung des preussischen Staates und eine sittliche Wiedergeburt des preussischen Volkes, die ein rühmliches Blatt der deutschen Geschichte füllen. Nie hat sich das Dichtermot von dem „großen, gigantischen Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt“, glücklicher erfüllt. Indem die trotz der furchtbaren Niederlagen ungebrochenen Volkskräfte selbst herangezogen wurden, stellten Scharnhorst, Gneisenau, Grolmann, Boyen, Clausewitz die Wehrfähigkeit des Staates wieder her. Stein schuf einen persönlich freien und auf eigenem Grund und Boden sesshaften Bauernstand, und durch die Städteordnung von 1808 wurde die Verwaltung der Städte

den Bürgern selbst überlassen. So wandelte sich der Untertan zum Staatsbürger und wurde ein selbstbewußter Träger des nationalen Geistes. Im Volksleben rang sich ein tüchtigerer, kräftigerer Geist, eine ernstere Lebensanschauung empor. Die Sittenstrenge der Kantischen Philosophie, das nationale Pathos und der Freiheitsdrang der Schillerischen Dichtungen übten erhebende Wirkung auf Denken und Fühlen des Volkes. Schleiermachers Predigten halfen das sittlich-religiöse Leben vertiefen. Fichte wies den Weg zu einem erhabenen Idealismus. Die 1810 gestiftete Berliner Hochschule erblickte im Gegensatz zur kosmopolitischen Gleichgültigkeit des abgelaufenen Zeitalters gegen die „Vaterländer“ ihre edelste Aufgabe in Belebung patriotischen Sinnes.

Und alle am preussischen Reformwerk tätigen Staatsmänner und Volksbildner erhofften nichts von der Freundschaft des Franzosenkaisers, alles von eigener Kraft. „Rein Mensch und kein Gott“, rief Fichte aus, „und keins von allen möglichen Ereignissen kann uns helfen, sondern wir selbst müssen uns helfen, falls uns geholfen werden soll!“ Und die Hochsinnigen dachten nicht bloß an Preußen, in ihnen war schon der Lichtgedanke lebendig: Deutschland frei vom Napoleonischen Joch, Deutschland ein kräftiges, einheitliches Ganzes! Sie schenken warme Teilnahme dem Befreiungskampf der Tiroler und begleiteten mit heißen Segenswünschen den Sieger von Aspern.

Das Jünglein an der Wage begann zu schwanken.

Doch wieder zwang Napoleon bei Wagram (5. und 6. Juli 1809) den Sieg an seine Fahnen. Die Kaiserstadt Wien mußte sich vor ihm demütigen, wie all die andern Hauptstädte der bezwungenen Fürsten. Die Bedingungen des in Wien unterzeichneten Friedens (14. Oktober 1809) waren milder, als sich nach dem Vorgehen Napoleons gegen Preußen hatte erwarten lassen. Zwar mußte Österreich seine letzte Position an der Adria, den ganzen Küstenraum bis zur Save dem Imperator einräumen und beträchtliche Gebiete an das Königreich Bayern und das Großherzogtum Warschau abtreten, doch dadurch war die Machtstellung des Kaiserstaates im allgemeinen noch nicht gefährdet. Die ungewohnte Mäßigung des Siegers fand ihre Erklärung in dem bald nach dem Friedensschluß in Wien unterzeichneten Ehekontrakt. Um seine Dynastie zu befestigen, hatte Napoleon seine kinderlose Ehe mit Josephine Beauharnais gelöst, und ihre Nachfolgerin wurde die achtzehnjährige Maria Luise, die erstgeborene Tochter

Kaiser Franz II. aus dessen zweiter Ehe mit der Bourbonin Maria Theresia von Neapel. „Die Verbindung des Genius mit der Legitimität“ wurde von den Optimisten als Bürgschaft des Weltfriedens begrüßt und von den Bewunderern Napoleons als Höhepunkt der Macht und des Ruhmes des Unvergleichlichen angesehen. In Wahrheit war der Gewaltige schon in die Periode des Niederganges eingetreten. An den Fackeln der Hochzeit in Wien entzündete sich, da Zar Alexander die Ablehnung seiner Schwester nicht verzeihen konnte, der Krieg mit Rußland.

Napoleon hatte den Zaren Alexander in Tilzit gewonnen, indem er dem Ehrgeizigen Aussicht eröffnete, daß Rußland und Frankreich sich in die Herrschaft über Europa teilen sollten. Seitdem hatte aber das Zarenreich nur verhältnismäßig geringen Gewinn erlangt, während ihm durch den Anschluß an die Festlandsperr die besten Abnehmer russischer Rohprodukte, die englischen Keeser, verloren gegangen und in einem neuen polnischen Nationalstaat, dem Herzogtum Warschau, gefährliche Nachbarn geschaffen waren. Als sich Alexander durch eigenmächtige Zollbestimmungen für Rußland von den Satzungen des Kontinental-systems los sagte, kam es zum Kriege. Napoleon gebot über die Kräfte von halb Europa; auch Österreich und Preußen leisteten ihm Heeresfolge. Der Feldzug von 1812 brachte keine eigentliche Entscheidung; die russische Heeresmacht blieb trotz wiederholter Niederlagen unerschüttert; der Einzug in das „heilige Moskau“ wurde ein Wendepunkt; der Rückzug brachte der „großen Armee“ den Untergang. Napoleon selbst war nach dem Übergang über die Beresina nur auf die eigene Rettung bedacht; als Flüchtling verließ er am 5. Dezember die Seinen, um so rasch wie möglich in seine Hauptstadt zurückzukehren; wie in Ägypten opferte er unbedenklich seine Feldherrnpflicht politischen Rücksichten.

Der Sieger in hundert Schlachten ließ hochmütig das Mene-tel auf den russischen Schneefeldern unbeachtet, und so folgte denn rasch das Ende des Dramas, das mit dem 18. Brumaire begonnen hatte.

Die tragische Schuld des Helden bildet der hoffärtige Starrsinn, der sich in ihm infolge seiner unglaublichen Triumphe auf militärischem und politischem Gebiete ausgebildet hatte, das superstitiöse Vertrauen auf seine Unüberwindlichkeit, der Wahn, daß er niemals sich fügen, daß er nur herrschen und befehlen dürfe.

Die von den Verbündeten auf den Prager Konferenzen im Juli 1813 angebotenen Friedensbedingungen waren für Napoleon so günstig wie denkbar. Trotzdem lehnte er sie entrüstet ab. „Will man von mir, daß ich mich entehre?“ sagte er zu Metternich in der denkwürdigen Dresdner Unterredung. „Das werdet Ihr von mir nicht erleben! Eure auf dem Thron geborenen Souveräne können sich zwanzigmal schlagen lassen und dennoch immer wieder in ihre Hauptstädte zurückkehren. Ich aber bin nur ein Sohn des Glücks; ich würde aufgehört haben zu regieren an dem Tage, wo ich aufgehört hätte, allen zu imponieren!“

Auch im Süden Deutschlands war inzwischen die bittere Erfahrung gemacht worden, daß mächtige Adler zwar breite Fittiche, aber auch scharfe Krallen haben. Die Fürsten hatten einsehen gelernt, daß sie unter Napoleons Protektorat nur wenig von den Präfecten des engeren Frankreichs sich unterschieden, und die Völker empfanden nicht mehr mit Stolz, sondern mit Scham und Zorn, daß Tausende von Landeskindern für fremden Ehrgeiz geopfert wurden. Das erwachte Bewußtsein der Bedrückung ließ auch die Sachsen und Bayern und Schwaben, nachdem der preussische General York am 30. Dezember 1812 in der Poscherunischen Mühle bei Tauroggen mit dem Russen Diebitsch einen Neutralitätsvertrag geschlossen hatte und damit die Verbindung zwischen Preußen und Rußland wieder angebahnt war, in den vor kurzem noch mit Gleichgültigkeit oder Abneigung betrachteten Scharen Yorks und Blüchers ihre natürlichen Bundesgenossen erkennen, und an ihre Seite tretend, wuschen sie die Makel der Vermischung von ihren Waffen.

Noch einmal leuchtete der Stern Napoleons heller auf in den Kämpfen bei Dresden (26. und 27. August 1813), doch er selbst unterschätzte zu sehr die Bedeutung seines Sieges; er blieb zum erstenmal und jetzt zur Unzeit in der Defensive. Inzwischen wuchs von Tag zu Tag die Zahl, die Übermacht seiner Feinde; er erkannte, daß er diese Völkermassen nicht mehr aufzuhalten vermöge. „Mein Schachbrett ist in Verwirrung gekommen!“ raunte er Marschall Marmont zu. Die Gewißheit des Mißerfolgs beugte den starken Geist zu Boden. Halbe Tage saß der sonst Unermüdlche im Schloß zu Düben apathisch auf dem Sofa, nur damit beschäftigt, einen Bogen nach dem andern mit großen Buchstaben vollzukritzeln. „Man erkennt den Kaiser in diesem Feldzug nicht wieder!“ klagte Marmont. Wie die Dinge lagen,

konnte auch wohl das geschickteste Manöver die Zusammenwirkung der feindlichen Armeen nicht mehr hindern. Strategisch war er bereits besiegt; die Tage von Leipzig, 16., 17. und 18. Oktober 1813, brachten nur die nicht mehr zweifelhafte Entscheidung.

Der Sieg der Verbündeten war das Signal zu allgemeiner Erhebung der von Frankreich unterworfenen oder doch davon abhängigen Völker. Die Politik der Kabinette verschwand neben dem elementaren Drang des Völkervillens nach Unabhängigkeit.

Die Verbündeten schlossen sich am 9. September zu Teplitz enger aneinander durch Verträge, in welchen die Beschränkung der französischen Herrschaft auf das linke Rheinufer als Grundlage des Friedens in Aussicht genommen war. Doch die Verschiedenheit in den übrigen Absichten und Zielen der Kabinette trat alsbald zutage. Preußen und Rußland wollten eine entschlossene Angriffspolitik verfolgen, während Oesterreich und England eher hemmend als fördernd wirkten und nur eine Einschränkung, nicht die Beseitigung der Herrschaft Napoleons anstrebten. Die Rheinbundfürsten traten freiwillig oder notgedrungen zu den Verbündeten über; König Friedrich August von Sachsen wurde, weil er sich weigerte, dem Bündnis mit Napoleon zu entsagen, nach der Schlacht bei Leipzig als Gefangener behandelt; die von Napoleon abgesetzten Fürsten nahmen wieder Besitz von ihren Ländern. Gneisenaus Plan, direkt auf Paris loszugehen, erschieden den Vertretern der alliierten Mächte allzu verwegen, doch wurde die Vereinigung der einzelnen Armeen auf dem Plateau von Langres verabredet; dann sollte gemeinsam mit dem aus Spanien ins südliche Frankreich vorgebrungenen Heere Wellingtons und den aus den Niederlanden heranzuziehenden Truppen zum Angriff geschritten werden.

In gleichem Maß, wie bei den bezwungenen Nationen das Vertrauen wuchs, sich des welschen Kaisertums zu erwehren, schwanden Macht und Ansehen des sonst so Gefürchteten im eigenen Lande. Schwager Murat brachte seine Truppen in Sicherheit, um die vom Haupt Napoleons gleitende italienische Krone für sich zu ergattern; Talleyrand ersann immer neue Schliche, um die Herrschaft des Gebieters zu unterwühlen; im Senat, im gesetzgebenden Körper, wo sonst jedes Wort des Kaisers als Befehl gegolten hatte, wurden die feindseligen Anträge der Opposition mit zynischen Beifallsfalven begrüßt.

Trotz alledem blieb Napoleon fest; das wiederholte Anerbieten der sicherlich günstigen Bedingung der Einschränkung Frankreichs auf die angeblichen „natürlichen Grenzen“, Rhein, Alpen und Pyrenäen, wurde zurückgewiesen; er wollte sich keine Erniedrigung gefallen lassen, um seine Krone zu retten oder aber um Europa furchtbare Blutopfer zu ersparen — um dieser dämonischen Unbeugsamkeit willen von Millionen verflucht, von Millionen bewundert. Es zeigte sich jetzt das unheilvolle Wesen des Bonapartismus in grellestem Lichte, — es zeigte sich, welches Unheil es für ein Reich bedeutet, einen Regenten an der Spitze zu haben, der nur seine militärischen Pflichten und nur seine soldatische Ehre kennt. „Sie sind nicht Soldat,“ sagte Napoleon zu Metternich in Dresden, „Sie wissen nicht, was eine Soldatenseele ist; ich bin im Feldlager groß geworden, ein Mann wie ich schert sich den Teufel um das Leben einer Million Menschen!“

Das Ultimatum des legitimen Europas wurde von Napoleon damit erwidert, daß er in Paris die bisher verpönte Marseillaife von allen Drehorgeln leiern ließ, daß er, wie 1793 Carnot, an die revolutionäre Leidenschaft des Volkes appellierte, — jede Mahnung zur Mäßigung als Feigheit und Verrat brandmarkte, — nur an sich und Krieg und Sieg dachte, ohne die Aussichten des Wagnisses abzuwägen oder die Bedrängnis des Landes zu beachten.

Allein der Schlachtenmeister mochte noch so kühne Wagnisse vollbringen, die Kriegführung der Verbündeten mochte noch so lau und lahm sein, — die Übermacht der Gegner war zu groß, als daß er sich ihrer erwehren konnte. Am 31. März 1814 hielten Zar Alexander und König Friedrich Wilhelm III. mit ihren Gardes Einzug in Paris; Yorks und Kleists Truppen durften, obwohl sie den Löwenanteil an allen Kämpfen gehabt hatten, wegen der Abgeriffenheit ihrer Uniformen nicht teilnehmen. Von seinen Generalen verlassen, verzichtete Napoleon am 4. April in Fontainebleau für sich und seine Erben auf die Krone; nur das Fürstentum Elba sollte ihm als souveräner Besitz verbleiben. In österreichischer Uniform, eine weiße Kokarde auf dem Tschako, mußte der vor kurzem noch vergötterte Held, um der Wut der eigenen Untertanen zu enttrinnen, durch Südfrankreich reisen. Mit Staunen gewahrte seine Umgebung Tränen des Kleinmuts in seinen Augen und alle Zeichen der Furcht in seinen Mienen.

Raum war er aber auf Elba angelangt, so gewann er mit dem Gefühl der Sicherheit die alte Entschlossenheit und Umsicht. Mit demselben Eifer, den er bisher den Heeren von halb Europa gewidmet hatte, sorgte er nun für die Elbaer Kiliput-Armee, und auch die Verwaltung seines Ländchens ließ er sich scheinbar mit allem Ernst angelegen sein. Scheinbar, denn im Hintergrund seiner Gedanken stand von vornherein der Plan, im geeigneten Augenblick für Zurückeroberung seiner Krone nochmals das höchste Spiel zu wagen. Während die Späher, die den Verbannten zu überwachen hatten, mit Genugthuung an ihre Höfe berichteten, daß sich der Exkaiser mit der schönen Gräfin Walewska trefflich amüsiere, mit 12 Insulanern ernsthaft Staatsrat spiele und zur Herstellung von Inventaren seine Matratzen und Bettlaken selbst abzähle, — dachte er nur an Flucht und Verschwörung, an Frankreich und die Tuilerien.

Und das Unglaubliche geschah: mit Schrecken und Zorn, Staunen und Bewunderung erfuhr die Welt die Flucht Napoleons (26. Februar 1815), die Landung, das siegreiche Vordringen in Frankreich. „Une grande nouveauté“ hat in Frankreich immer Aussicht auf Beifall und Erfolg. Die Armee ging mit fliegenden Fahnen zum „petit caporal“ über; mit weniger Entschiedenheit und Enthusiasmus folgte diesem Beispiel die Bevölkerung.

Doch Napoleon hatte sich, um wieder auf den Thron zu gelangen, eine Täuschung der Nation zu schulden kommen lassen. Er hatte die Versicherung gegeben, daß er mit seinem „lieben Schwiegervater“ in der Hofburg zu Wien völlig ausgeöhnt sei, daß ihm die Wahl freistehende, welche von den europäischen Mächten er zu Bundesgenossen haben wolle; dieses Truggespinnst mußte bald zerreißen. Die lakonische Nachricht: Napoleon ist von Elba verschwunden! machte die streitenden Diplomaten in der Wiener Hofburg mit einem Male einig; dem Bunde vom 25. März 1815 gegen den Friedenstörer traten alle europäischen Staaten mit Ausnahme des von Bernadotte regierten Schweden bei.

Der 18. Juni 1815, der Tag von Waterloo brachte dem Regiment der hundert Tage ein jähes Ende. Um das Äußerste von sich abzumenden, suchte er einen wunderlichen Weg zur Rettung einzuschlagen. Wie Themistokles, so schrieb er an den König von England, vertrauensvoll zu den Persern geflohen sei, denen er zeitlebens am meisten Schaden und Unheil zugefügt habe, so lege er vertrauensvoll sein Schicksal in die Hände der

großherzigen britischen Nation. Allein die Entscheidung des Königs Darius lautete: St. Helena!

Unglücklich war der Ausgang des Mannes, der wie kein anderer weder vor noch nach ihm die Teilnahme der Welt auf sich gezogen hat, doch das Ende war, wie er es sich schon als Knabe auf der Militärschule zu Brienne gewünscht hatte: es entbehrte nicht des großen Juges! Der an eine Fantasia erinnernde, kühne Einzug in Frankreich, der letzte glorreiche Sieg bei Ligny, der ehrenvolle Untergang bei Waterloo, das vom majestätischen Ocean umbrandete Grab auf St. Helena!

III. Abschnitt.

Restauration und Verfassungskämpfe.

Die hl. Allianz. Die konstitutionelle Idee. Die Neugestaltung Deutschlands. Die Ara Metternich. Verschwörungen und Aufstände der Verfassungsfreunde. Die Kongresse der Reaktion. Der griechische Befreiungskampf und die orientalische Frage.

Literatur.

A. Schmidt, Geschichte der deutschen Verfassungsfrage während der Befreiungskriege und des Wiener Kongresses 1812—1815. N. d. Nachl. herausg. von A. Stern (1890).

Gerbinus, Geschichte des 19. Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen (8 Bde. 1855—1866).

Mathe, Das Zeitalter der Restauration und der Revolution 1815—1851 (1883).

H. v. Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert (5 Bde. 3. Aufl. 1886—1894). 2. Bd.: Bis zu den Karlsbader Beschlüssen. 3. Bd.: Bis zur Julirevolution.

R. Biedermann, 1815—1840, Fünfundzwanzig Jahre deutscher Geschichte (2 Bde. 1889—1890).

H. v. Zwiedinek-Südenhorst, Deutsche Geschichte von der Auflösung des alten bis zur Errichtung des neuen Kaiserreiches (1. Bd.: Die Zeit des Rheinbundes und die Gründung des Deutschen Bundes. 1903).

R. Mendelssohn-Bartholdy, Geschichte Griechenlands seit 1453 (2 Bde. 1870—1871).

Herzogberg, Neueste Geschichte Griechenlands (1879).

Die Monarchen von Rußland, Österreich und Preußen, die am 7. Juli 1815 zum zweitenmal im Triumphe durch den arc de l'étoile zogen, erblickten in ihrem Sieg die Niederwerfung der französischen Revolution, die sich feindlich gegen Thron und Altar, ja gegen das Christentum gewandt hatte. Deshalb, und weil ihnen

so Großes gelungen sei, daß sie die siegreiche Entscheidung nur der besonderen Gnade Gottes zuschreiben könnten, stifteten sie am 26. September 1815 die hl. Allianz, einen Bund für alle Monarchen, die sich verpflichten würden, nach den Grundsätzen der christlichen Religion — wobei es natürlich darauf ankam, was unter Christentum verstanden wurde! — und zum Schutz dieser Grundsätze sich gegenseitig Beistand zu leisten.

Doch mochte man von Seite der Machthaber die Schlagworte Freiheit und Menschenrechte in Acht und Bann erklären, mochte man Napoleons Eroberungen zurückgeben und Frankreich auf den Umfang vor den Koalitionskriegen zurückdrängen, — die der Revolution zugrunde liegenden Ideen waren aus dem Gedankenkreis der Völker nicht mehr auszutilgen. Die Forderung Mirabeaus, daß dem Volke zur Abwehr von Willkür und Bedrückung und Mißwirtschaft ein Anteil an der Regierung gebühre, der konstitutionelle Gedanke verschwand nicht mehr von der Tagesordnung, und das Verlangen der Völker nach Gewährung und Ausbau einer Verfassung wird die eine mächtige Triebfeder der politischen Entwicklung in den nächsten Jahrzehnten, der Drang nach nationaler Vereinigung und Zentralisierung die andre.

Eine Reihe schwieriger Fragen war von den in Wien versammelten Vertretern der größeren Staaten Europas zu lösen. Das Diplomatenwerk ging denn auch nur langsam vorwärts. Es hatte den Anschein, als ob die Monarchen und Minister Europas sich nur versammelt hätten, um das fröhliche Wiener Leben zu genießen; bekannt ist das Spottwort des österreichischen Feldmarschalls Fürsten von Signe: „Le congrès danse beaucoup, mais il ne marche pas!“ Die schwierigste Frage war die preußisch-polnische. Rußland hatte dem preußischen Kabinett seine Verwendung zugesichert, daß der größte Teil Sachsens, dessen Monarch durch allzu zähes Festhalten am Rheinbund den Anspruch auf sein Königreich verwirkt habe, mit Preußen vereinigt werden sollte; Friedrich August sollte durch ein Königreich auf dem linken Rheinufer entschädigt werden. Der noch immer gefangene König protestierte aber gegen diesen Tausch, und auch die Westmächte, sowie Österreich und Bayern wollten die Integrität Sachsens aufrecht erhalten. Die gefährliche Spaltung in dieser Frage schien die Sprengung des Kongresses nach sich zu ziehen, ja, ein neuer Weltkrieg war in drohende Nähe gerückt. Die Westmächte

schlossen am 3. Januar 1815 mit Österreich ein geheimes Bündnis, dessen feindliche Spitze gegen Preußen und Rußland gerichtet war. Doch die Nachricht von der Landung Napoleons in Frankreich stellte die Einigkeit unter den Mächten wieder her, und unter dem Eindruck der gemeinsamen militärischen Erfolge gelang es, in der sächsisch-polnischen Frage einen Ausgleich herbeizuführen. Preußen begnügte sich mit einem beträchtlichen Teile Sachsens und erhielt seine alten linksrheinischen Besitzungen zurück und dazu noch den größten Teil des Kurfürstentums Köln, nassauische Territorien und französische Gebietsteile an Mosel und Maas; von Dänemark tauschte es Schwedisch-Pommern für Lauenburg ein. Auch England gab seine Forderung der Wiederherstellung des Polenreiches auf, und Friedrich August trat das Herzogtum Warschau an Rußland, das Posenische Gebiet an Preußen ab; Krakau wurde als Freistadtbezirk erklärt, Galizien mit seinen einträglichen Salzbergwerken an Österreich abgetreten. Außerdem erhielt Kaiser Franz zur Entschädigung für den Verlust Belgiens die Gebiete von Mailand, Mantua, Venedig und Belkin, die zu einem lombardisch-venetianischen Königreich vereinigt wurden.

Ein nicht minder schwieriger, sorgenreicher Beratungsgegenstand war die Neugestaltung Deutschlands.

Wenn man berücksichtigt, mit welcher stumpfer Gleichgültigkeit das deutsche Volk den Zusammenbruch des alten Reiches betrachtet hatte, so wirkt es überraschend, daß der Befreiungskampf gegen Napoleon eine so erregte und gehobene Stimmung in allen Kreisen machrief. Nach dem glücklichen Ausgang gab sich das Volk der frohen Zuversicht hin, daß nun auch die Fürsten, vom mächtigen Drang des Zeitgeistes erfaßt, eine feste Einigung des Vaterlandes anstreben würden. Es tauchten die mannigfaltigsten Pläne auf, wie die Gefahren der Vielherrschaft abzuwenden seien, ohne die alterwobenen historischen Rechte umzustoßen. Viele entschieden sich für den Föderativstaat, bei weitem die Mehrheit aber vereinigte sich im Rufe: Kaiser und Reich! — Nur jene Begeisterung, die auch den Nüchternen zum Schwärmer gewandelt hatte, konnte übersehen lassen, wie wenig die tatsächlichen Verhältnisse dazu angetan waren, den idealen Volkswillen zur Tat werden zu lassen. Der klaffende Dualismus, die Nebenbuhlerschaft zwischen Österreich und Preußen, war ja durch die von den verbündeten Armeen in Frankreich erkämpften Siege nicht aus

der Welt geschafft. Schon an dieser Klippe mußten alle jene patriotischen Hoffnungen scheitern. Die Tradition war zwar noch immer mächtig genug, daß nicht bloß der ganze Süden die Wiederaufrichtung des Kaiserthrones Franz' II. wünschte und erwartete, sondern auch in vielen Ortshaften Mittel- und Norddeutschlands das Geburtsfest des Kaisers wieder gefeiert wurde. Dagegen wurde von andern darauf hingewiesen, daß ein Staat, der noch vor kurzem einen Friedrich den Großen zum Regenten gehabt hatte, der auch am großen Nationalwerk der Befreiung den Löwenanteil beanspruchen durfte, nicht mehr in eine zweite Rangstufe in Deutschland einzureihen sei.

Um diesen Kampf der Meinungen und Wünsche des Volkes kümmerten sich aber die Lenker der Geschicke Europas auf dem Wiener Kongreß ganz und gar nicht. Nur die kleinsten Fürsten, die davon Schutz für ihre eigene Herrschaft erwarteten, griffen den Kaiserplan auf. Preußen verhielt sich aber ablehnend gegen jede Art von Unterordnung, und Österreich zeigte um so weniger Lust, die deutsche Kaiserkrone wieder zu übernehmen, da Metternich, der allmächtige Leiter der österreichischen Politik, von einer engeren Verbindung mit den „von französischem Geist angesteckten Rheinbundstaaten“ gefährlichen Einfluß auf die österreichischen Untertanen befürchtete. Die öffentliche Meinung beachtete auf dem Kongreß niemand, und die Veröffentlichung der Bundesakte vom 8. Juni 1815, die nur ein loses völkerrechtliches Band um die Glieder des alten Reiches knüpfte, setzte allen patriotischen Hoffnungen ein Ende.

„Wenn Napoleon“, so sagt Metternich in seiner Autobiographie, „das Prinzip der Revolution, des Krieges, der Eroberung war, so ist der Wiener Kongreß das Prinzip der Rechtmäßigkeit, des Friedens, der Erhaltung.“

Entspricht aber diese Versicherung der Wahrheit? Freilich, solange der Kampf und die Gefahr dauerten, fehlte in keinem Aufruf die Versicherung, daß man nur um die Rechte und Freiheiten und um die Unabhängigkeit der Völker Krieg führe. Allein der Erfolg hat von jeher nachteilig auf das Gedächtnis gewirkt. Die fünf Großmächte, welche die Neuordnung selbstherrlich in die Hand nahmen und zu Wien mit Land und Leuten einen schwunghaften Handel trieben, blieben in bezug auf Ländergier und Willkür hinter ihrem Erzfeinde nicht zurück. Um das Meisterwerk Metternichs, der mit dem Schlagwort conservation

vor allem den Nutzen Österreichs zu betreiben suchte, und des bekehrten Jakobiners Talleyrand, der mit dem Schlagworte légitimité von seinem neuen Schützling Ludwig XVIII. jede Einbuße abzuwenden mußte, nach ihrem wahren Wert zu würdigen, braucht man nur die Karte von 1815 mit ihren groben Sünden am Blut und an den Überlieferungen und Gefühlen der Volksstämme zu betrachten. Finnland mußte bei Rußland bleiben, Norwegen bei Schweden; Belgien und Holland, zwei in Sprache, Sitte und Religion grundverschiedene Völkerschaften, wurden zusammengeschweisst, Lombardo-Venetien fiel an Österreich, obwohl es als ausgeschlossen gelten konnte, daß die Herrschaft des tedesco hier sich einwurzeln werde. Die durch die Teilung Polens geschaffenen Schwierigkeiten wurden durch die neue Regelung nicht gehoben, sondern verschärft. Und so fehlte es denn auch in der Folge in den „Friedensjahren“, auf welche sich Metternich so viel zugute tut, selten an Unruhen und Aufständen, bald in Polen, bald in Neuenburg, bald in der Lombardei, bald in den Niederlanden.

Nicht gerechter und einsichtiger verfuhr man bei der Ordnung der inneren Staatszustände. Damals rief der große Münchner Rechtsgelehrte Anselm von Feuerbach den Fürsten die schöne Mahnung zu: „Höret auf, die Herren eines willenlosen Maschinenwerkes, genannt absoluter Staat, sein zu wollen; zieht es vor, geliebte Regenten dankbarer, weil denkender Völker zu sein!“ Doch wie weit entfernt waren die Gemalthaber von Wien, den Vorteil eines solchen Zugeständnisses einzusehen! Zwar kam das Versprechen, daß alle deutschen Bundesstaaten Verfassungen erhalten sollten, dank einer augenblicklichen, durch Napoleons Flucht von Elba geschaffenen Konstellation als Artikel 13 sogar in die Bundesakte, allein das Gelöbniß blieb in Preußen und in Österreich einfach unbeachtet, und die Regenten der kleineren Staaten, die ihren Untertanen Verfassungen verliehen, hatten in der nächsten Zeit unter dem Mißtrauen und der Mißgunst der konservativen Großmächte schwer zu leiden.

Rasch verflog die nationale Begeisterung. Die „Restauration“ wurde in den maßgebenden Kreisen dahin verstanden, daß „gut“ nur das Bestehende, das Beste die einfache Unbeweglichkeit sei, daß jede Bewegung zum Jakobinismus führen müsse. Deshalb geschah auf den Kongressen von Aachen (1818), Karlsbad, Wien (1819), Troppau (1820), Laibach (1821), Verona (1822) alles,

um Beschäftigung des Volkes mit politischen Fragen überhaupt zu unterdrücken. Gegen die Hochschulen, die „Freistätten der revolutionären Propaganda“, gegen die Turnerei, die schon den Knaben unter „moralisch-revolutionäre Zucht“ stellen wollte, gegen die Burschenschaft, diese „Inkarnation des Umsturzgeistes“, gegen die freie Presse wurde aufs strengste eingeschritten, bis endlich im allgemeinen die Teilnahme des Volkes am politischen Leben unterdrückt war. St. Pierres emiger Friede schien gekommen, aber mit ihm kein goldenes Zeitalter. Jetzt galt als höchste Weisheit, sich nur um Gewinn und Verlust am äußeren Wohlstand zu kümmern, das Brot als Hauptsache, das politische Lied als garstiges Lied zu betrachten. Die Modellliteratur spiegelt getreu die Zeitstimmung. Es ist begreiflich, daß die Kaiseridee von einer Generation, die für Claren schwärmte, nicht erfaßt, geschweige denn ins Leben gerufen werden konnte.

Dadurch war aber keineswegs ausgeschlossen, daß auch in den von Metternichs Einfluß beherrschten Staaten eine gewisse Mißstimmung sich erhielt und immer noch steigerte. Verfassungen galten eben damals als Allheilmittel für alle sozialen und wirtschaftlichen Mißstände. Heute werden sich nur noch wenig enthusiastische Bewunderer des Parlamentarismus finden; man ist in dieser Beziehung gründlich abgekühlt worden. Doch es gibt nun einmal kein anderes Korrektiv gegen Willkür der Regierungen, und wenn z. B. die kurhessischen oder die braunschweigischen Zustände in den zwanziger Jahren ins Auge gefaßt werden, begreift sich leicht, daß damals die „Liberals“ — so wurden zuerst in Spanien die Verfassungsfreunde genannt — in Deutschland und im ganzen Abendland so mächtig anwuchsen und die Regierungen durch immer neue Bewegungen beständig in Atem gehalten wurden.

In Neapel nötigte eine Militärverschwörung unter Führung des Guglielmo Pepe den König, eine Verfassung zu gewähren und selbst die Carbonarifarben anzulegen. Auf dem Monarchenkongreß zu Troppau wurde aber beschlossen, gegen die Insurgenten einzuschreiten; der österreichische General Frimont schlug bei Rieti die Anhänger Pepes, und die freiheitliche Bewegung wurde durch Gewaltmittel der grausamsten Art erdrückt.

In Spanien zwangen Riego und Ballestros den König Ferdinand, die schon 1812 gewährte Konstitution wieder her-

zustellen, doch der Monarchenkongreß zu Verona beschloß, auch hier das Feuer der Revolution auszustampfen. Die Franzosen, deren Monarch sich 1818 selbst an die hl. Allianz angeschlossen hatte, überschritten unter Führung des Herzogs von Angoulême die Bidassoa und zwangen die Exaltados, den gefangenen König freizugeben. Auch hier wurde grausame Rache an den Häufelstörern der Bewegung genommen, doch gerade diese Strenge führte in vielen spanischen und portugiesischen Kolonien, in Mexiko, Brasilien, Peru, Columbia neue Kämpfe herbei, die fast überall mit Befreiung von der spanischen Herrschaft endigten.

Unabhängigkeit von unerträglichem Joch strebten auch die Griechen an, die mit den Landesherrn, den Türken, neun Jahre lang (1821—1829) einen Kampf der Verzweiflung führten. Auch diesem Befreiungsversuche trat Metternich feindlich entgegen, während die Auferstehung Griechenlands in den gebildeten Kreisen des ganzen Abendlandes freudig begrüßt wurde. Je drückender die Reaktion auf den Völkern lastete, jeden Anteil am öffentlichen Leben brandmarkend, jede nationale Regung verfolgend, desto bereitwilliger erblickte man — trotz der geschichtlichen und philosophischen Bedenken Fallmerayers — in den Mainoten und Hydrioten die echten Nachkommen der alten Hellenen und ideale Freiheitshelden.

Freilich gelang die Befreiung nicht so fast durch die Heldentaten der Botzaris und Diakos und durch die warme Förderung der Philhellenen; im wesentlichen war sie das Werk der Großmächte, welche die griechische Frage als ein Teil der orientalischen Frage beschäftigte.

Die orientalische Frage ist über 400 Jahre alt, d. h. ebenso alt, wie die Herrschaft der Türken über europäisches Gebiet. Nur ging die Frage zuerst dahin: Wie weit werden die Osmanen in Europa vordringen? und später lautete sie: Wann werden die Türken aus Europa hinausgedrängt werden? — Das angebliche Testament Peters des Großen ist nur eine im Auftrag Napoleons I. fabrizierte Fälschung, aber tatsächlich war Peters Politik immer auf Erwerbung Konstantinopels gerichtet, und ebenso haben alle seine Nachfolger dieses Ziel im Auge behalten. Osterreich, jahrhundertlang bebrängt und geschädigt durch den Türken, hat seit den Siegen Montecutolis, Ludwigs von Baden und Eugens von Savoyen namhaften Ländergewinn auf Kosten der hohen Pforte

gemacht. Später wechselte die Politik Österreichs. Noch unter Josef II., vorübergehend auch unter Franz II. ging Österreich Hand in Hand mit Rußland, um eine Teilung der Balkanhalbinsel durchzusetzen; da aber Konstantinopel in russischen Händen einen so überragenden Zuwachs an Macht gewinnen würde, daß jeder andre Gewinn daneben bedeutungslos wäre, gab sich und gibt sich Österreich seit Metternichs Tagen Mühe, die orientalische Frage zu stauen. Deshalb muß auch verhindert werden, daß die im letzten Jahrhundert mehr oder weniger selbständig gewordenen Donaufürstentümer gänzlich unter russischen Einfluß kommen. Wenn sich Österreich — nach Bismarcks Wort und Wunsch — als wirkliches Reich behaupten will, darf es sich nicht die wichtigsten Verkehrsadern unterbinden lassen; das kann nicht durch eine passive, sondern nur durch eine aktive Politik verhütet werden; deshalb war die Besetzung Bosniens und der Herzegowina nach dem Berliner Kongreß von 1878 ein Schritt von großer Tragweite; wie weit Österreich in Zukunft in dieser Richtung vorwärts gehen kann, hängt von seiner Lebenskraft ab.

In der Absicht, Rußland von den griechischen Gewässern zurückzuhalten, wurde 1827 von den Londoner Protokollmächten das Königreich Griechenland geschaffen, und es war nur eine der vielen krausen Wendungen der Weltgeschichte, daß Rußland selbst durch seine Diebitsch und Paskevitch im Kriege von 1828—29 die Pforte erst zwingen mußte, die Unabhängigkeit Griechenlands anzuerkennen. — —

Kant sagt: „Der ewige Friede kann nur von Frankreich ausgehen, da bisher von Frankreich der ewige Krieg ausgegangen ist.“ Das Wort kann noch weiter ausgedehnt werden. Frankreich war im 19. Jahrhundert auch der Herd aller politisch-sozialen Bewegungen, die von dort aus das übrige Europa durchzogen.

Zwischen den Anhängern des Napoleonischen Cäsarientums und der absolutistischen Monarchie war der tiers parti erwachsen, eine Mittelpartei, die ein auf politische Freiheit sich stützendes Königtum aufzurichten wollte. Wie sich vor der großen Revolution im Palais Royal die Gegner des anciens régime um Philipp von Orleans geschart hatten, so versammelten sich jetzt im nämlichen Schlosse Benjamin Constant, Lafitte, Sebastiani, Girardin; hierher kamen auch Adolphe Thiers und François Mignet, die Hauptmitarbeiter des „Constitutionnel“, die beliebtesten und be-

rühmtesten Wortführer der liberalen Opposition. Die Bourbons, die in der langen Zeit ihrer Verbannung nichts gelernt und nichts vergessen hätten, sollten von der Regierung verdrängt, an ihre Stelle sollte der jüngere Zweig des alten Königsstammes gesetzt werden, da von Ludwig Philipp, dem Sohne des Egalité, zu erwarten sei, daß er die Nation und die Zeit besser verstehen, daß er die Charte zu einer Wahrheit machen werde.

IV. Abschnitt.

Das Vordringen des französischen Liberalismus und die Wiederbefestigung der alten Gewalten.

Das Julikönigtum in Frankreich. Die liberalen Reformen in England. Der Befreiungskampf Belgiens. Die nationalen und liberalen Ideen in Italien und Deutschland. Wechselnde Strömungen in der katholischen Kirche. Das Aufstreben des vierten Standes. Die nationale Erhebung Deutschlands im Jahre 1840. Die Unterdrückung des beschränkten Untertanenverbandes. Der Antagonismus zwischen Österreich und Preußen. Das junge Italien und die italienischen Regierungen. Das Ende des Bürgerkönigtums in Frankreich. Das Sturmjahr 1848. Das Frankfurter Parlament. Der Sieg der Reaktion in Europa.

Literatur.

Gerainville, Histoire de Louis Philippe (3 Tom., 1870—1876).
Karl Hillebrand, Geschichte des Julikönigtums, (2. Aufl., 2. Bd., 1881).

Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert (4. Bd.: Bis zum Tode Friedrich Wilhelms III., 1889; 5. Bd.: Bis zur Märzrevolution, 1894).

H. v. Sybel, Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. (1. Bd., 1889).

H. Schmid, Geschichte der katholischen Kirche Deutschlands von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis in die Gegenwart (3 Abtgn., 1872—74).

Maurenbrecher, Die Preussische Kirchenpolitik und der Kölner Kirchenstreit (1881).

H. Laube, Das erste deutsche Parlament (3 Bde. 1849).

R. Biedermann, Dreißig Jahre deutscher Geschichte, von der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. bis zur Aufrichtung des neuen deutschen Kaiserthums (2 Bde., 1881—82).

Zwiedineck-Südenhorst, Deutsche Geschichte von der Auflösung des alten bis zur Errichtung des neuen Kaiserreiches (2. Bd.: Geschichte des Deutschen Bundes und des Frankfurter Parlaments, 1908).

Als Karl X. am 25. Juli 1830 die von seinem Minister Fürst Polignac aufgesetzten „Ordonnances“ erließ, welche die

eben erst vollzogenen Kammerwahlen für ungültig erklärten, ein neues Wahlrecht oktroyierten und die Presse unter strengste Bevormundung stellten, traten Thiers und seine Gefinnungsgegnossen mit Ludwig Philipp in Verbindung, ohne daß der Vorsichtige öffentlich seine passive Rolle aufgeben wollte. Die Aufregung über die Anzeichen der Wiederaufrichtung des Absolutismus teilte sich aber rasch weiteren Kreisen mit und führte zu einem Bündnis aller mit der Restauration unzufriedenen Parteien. Mißvergnügte Bonapartisten, überzeugungstreue Republikaner, Anhänger der englischen Verfassungsidee und plünderungslustige Proletarier vereinigten sich zur Schilderhebung gegen das Bourbonische Königtum, zur Julirevolution (27.—29. Juli 1830). Der von Thiers im „National“ verkündete Satz: „Der König hat zu herrschen, nicht zu regieren!“ wurde die Losung der Bewegung. Eine nach Beginn des Kampfes zwischen den Volksmassen und den Truppen von Thiers veröffentlichte Proklamation erklärte, daß Karl X., an dessen Händen Bürgerblut klebe, nicht länger Oberhaupt Frankreichs bleiben, daß nur der Herzog von Orleans als Freund der Freiheit die Ordnung wiederherstellen könne. Ludwig Philipp hielt sich in der Latèrie in seinem Park zu Neuilly versteckt. Erst als am dritten Tage des Straßenkampfes der Banquier Lafitte die Nachricht überbrachte, daß das Volk den Sieg erfochten und König Karl sich geflüchtet habe, erklärte er sich bereit, dem Rufe der Vorsehung und der Mitbürger Folge zu leisten. Von den Führern der siegreichen Barrikadenkämpfer geleitet, begab er sich nach Paris, um als „Generalleutnant des Königreichs“ das Vaterland vor der Sturmflut der Anarchie zu retten. Am nächsten Tage unarmte er auf dem Balkon des Hôtel de ville den Befehlshaber der Nationalgarde, Lafayette, um die Sympathie der Menge zu gewinnen oder, wie er selbst sich ausdrückte, um die Weihe des Volkes zu erhalten. Am 7. August nahm er den Titel eines „Königs der Franzosen“ an, wie Lafayette auseinandersetzte, als gekrönter Präsident der Republik, als Sachwalter des souverän gewordenen Volkes.

Wenn sich diese Katastrophe zwischen 1815—1824 ereignet hätte, so wäre die Folge gewesen, daß sich das ganze monarchische Europa wie ein Mann gegen den König von Volkes Gnaden erhoben hätte; ein Koalitionskrieg zur Niederdrückung des revolutionären Geistes in Frankreich wäre unvermeidlich gewesen.

Doch die Bande der heiligen Allianz waren schon looser geworden. Die englische Regierung stand jetzt noch entschiedener abseits von den konservativen Großmächten des Kontinents, als in der Ara Wellington, und sogar zwischen Rußland und Osterreich war durch gegensätzliche Haltung in der orientalischen Frage eine Entfremdung aufgewachsen. Nur Zar Nikolaus hielt an ablehnender Haltung gegen das Liebeswerben Ludwig Philipps fest; die übrigen Mächte erkannten, eine nach der anderen, den Usurpator, den Barrikadenkönig an.

Damit war die Möglichkeit gegeben, daß die Julirevolution auch auf andere Staaten wirkte. Sogar auf denjenigen, der in stolzem Vergnügen an seiner eigenen geschichtlichen Entwicklung am schroffsten die neufränkische Freiheit abgewehrt hatte, auf England. Unter dem Einfluß der Julirevolution vollzogen sich hier Reformen, an denen bisher die entschlossensten Staatsmänner gescheitert waren, die Katholikenemanzipation, die von Großbritannien endlich die Schmach häßlicher Unduldsamkeit nahm, das Werk des Frenführers O'Connell, und die Reformbill, die eine Reihe von veralteten, reaktionären Verfassungsbestimmungen aufhob, das Werk des freisinnigen Lords Russell. Die Neugestaltung wurde 1832 abgeschlossen durch den Sieg der Whigs im Kabinett selbst, durch die Erhebung Lord Palmerstons, der dann lange Jahre hindurch im Sinne des Liberalismus, freilich nur solange der Liberalismus dem englischen Interesse entsprach, auf die Entwicklung der europäischen Verhältnisse maßgebenden Einfluß übte. — —

Eine Nachwirkung der Juli-Ereignisse in Paris trat auch in der Brüsseler Revolution zutage. Langwierige Kämpfe führten endlich zur Unabhängigkeit der südlichen Provinzen. Der vorwiegend katholische Agrikultur- und Industriestaat Belgien mußte von der Zugehörigkeit zum protestantischen bürgerlichen Handelsstaat Holland befreit werden.

Auch in verschiedenen deutschen und italienischen Städten folgten Unruhen und Aufstände.

In Italien stand bereits der Einheitsgedanke im Vordergrund aller Wünsche und Pläne. Seitdem die schon von Macchiavelli mit leidenschaftlicher Wärme vertretene Forderung der Italia unita in der Napoleonischen Zeit eine wenn auch unvollkommene und beschränkte Erfüllung gefunden hatte, bewegte der Gedanke, Italien von der Herrschaft der Osterreichler und der fremden Dynastien zu befreien, die Herzen des italienischen Volkes mit elementarer

Gewalt. Die ganze italienische Geschichte von 1815 bis 1870, wie das Leben der einzelnen hervorragenden Männer geht in diesem Sinn und Trachten auf. Unablässig folgen aufeinander Verschwörungen und Aufstände der carbonaria und anderer Geheimbünde. Keine noch so grausame Unterdrückung vermochte den Wagemut zu brechen, keine noch so bittere Enttäuschung die patriotischen Hoffnungen auszulöschen. Auch eine erstaunliche literarische Propaganda war auf die moralische und politische Erneuerung der Nation gerichtet; Roman und Drama, Ode und Satire, Zeitung und Gelehrtenarbeit mußten ihr dienen. Der Periode eines scheinbar aussichtslosen politischen Kampfes verdankt Italien seine glänzendsten Schriftsteller, Manzoni, Leopardi, Massimo d'Azeglio, Gioberti, den größten Staatsmann, Cavour, den Erzverschwörer Mazzini, den Nationalhelden Garibaldi. Allen diesen Männern stand das freie und geeinigte Vaterland als Ideal vor der Seele, noch lebhafter, als den großen Geistern des 16. Jahrhunderts, und wenn die Männer der Neuzeit auch nicht die Genialität der Männer der Renaissance, der Macchiavelli und Poggio besaßen, so war ihr Streben um so reiner und selbstloser. Trotzdem würde aller Opfermut fruchtlos geblieben sein und schließlich in verschwommenen Kosmopolitismus sich verflüchtigt haben, wenn nicht eine italienische Dynastie das Einigungswerk mit starker Hand ergriffen hätte. Vor allen ist es dem zielbewußten Cavour zu danken, daß auf eine lange Periode des Leidens und der Opfer die Zeit des Sieges und der Erfüllung folgte. — —

Die deutsche Bewegung der dreißiger Jahre war von jener nach den Befreiungskriegen gründlich verschieden. Unter der Einwirkung der Julirevolution hielten nur noch wenige am Gedanken einer nationalen Einigung unter einem Reichsoberhaupt fest. Die meisten „Sprecher des Volks“ waren Bewunderer der chimärischen Freiheit und Gleichheit der Neufranken von 1793. Das junge Deutschland schwärmte für Vereinigte Staaten Europas, für Völkerlenz und Völkerbrüderung. Der läppische Frankfurter Putsch von 1833 beweist, wie wenig jene Politiker, die den Baum fällen wollten, um die Äpfel zu pflücken, auf die nächstliegenden Gebote der Klugheit achteten, beweist, daß positive Resultate von den Hambacher Wallfahrten weder für die Freiheit, noch für die Einheit zu erwarten waren. — —

Doch nicht bloß auf rein politischen, auch auf anderen Gebieten gingen wichtige Strömungen von Frankreich aus.

Man hätte glauben sollen, daß das Zeitalter der Aufklärung und das Zeitalter der großen französischen Revolution den alten Kirchenglauben verdrängt oder doch wesentlich geschwächt hätten. Allein gerade der Radikalismus, der alles Kirchentum bis auf die letzte Faser ausrotten wollte, rief auf kirchlichem Gebiete ebenso wie auf politischem einen Rückschlag hervor. In der Zeit der Befreiungskriege trat bei vielen ein Geist wahrer aufrichtiger Religiosität, bei vielen ein krankhafter Mystizismus an die Stelle der Libertinage des Revolutionszeitalters. Beide Elemente trugen zur Schöpfung der heiligen Allianz bei, aber mächtiger als in den verbündeten Staaten schwoh die kirchliche Strömung in Frankreich an. Chateaubriand, de Bonald, de Maistre erblickten in unbedingter Unterwerfung unter die unfehlbare Pappkirche die Rettung der Gesellschaft. Lammenais stellte ein theokratisches Programm auf, dessen Spitze sich ebenso gegen den Gallikanismus, wie gegen den Staat und seine Geseze richtete. Während die eine kirchliche Richtung, die in de Maistre ihren Hauptvertreter hatte, Wiederaufrichtung der absoluten Gewalt anstrebte und folgerichtig sich mit der politischen Reaktion verbündete, ging durch Lammenais' Lehre von Anfang an ein demokratischer Zug. Lammenais wollte die Freiheit der Kirche vom Staat, unbedingte Freiheit des Unterrichts, der Presse, des Vereinswesens; er wollte den Bund der Kirche mit der Demokratie noch offener und rücksichtsloser ausgebildet wissen, als der Ire O'Connell und die Belgier Potter und Merode. Als er demgemäß nicht bloß mit den gallikanisch gesinnten Bischöfen, sondern auch mit Rom sich entzweite und ebenso wegen seiner Verhetzung der Armen gegen die Reichen auch vom Staat in Strafe gezogen wurde, fuhren seine Schüler, Abbé Lacordaire, Graf Montalembert, Graf de Cauy und andere fort, am Bündnis des Katholizismus mit der Freiheit festzuhalten. Weil die von ihnen verlangte unbedingte Unterrichtsfreiheit gegen die Geseze des Staates verstieß, wurde von ihnen ein feindlicher Gegensatz zwischen dem Staat und der — nach Ansicht der ultramontains, wie sie sich selbst nannten — unwürdig behandelten Kirche beklagt und zur Abwehr der „Christenverfolgung“ aufgerufen.

Ähnliche Tendenzen breiteten sich auch in den Nachbarstaaten aus. In Köln machten sie einen Kampf entbrennen, der eine Zeitlang die Leidenschaft der Religionskriege wieder zu erwecken drohte. Insbesondere die Frage der gemischten Ehen wurde

hier von den nur nach kanonischen Rechtsgrundsätzen sich richtenden Kurialisten, an deren Spitze Erzbischof Klemens Freiherr von Droste-Wischering selbst stand, so einseitig aufgefaßt, daß es in einem paritätischen Staat Anstoß erregen mußte. Nach mehrfachen, nicht einwandfreien Versuchen zu friedlicher Beilegung des Streites glaubte die Regierung mit Strenge vorgehen zu müssen: Erzbischof Droste wurde am 20. November 1837 als Gefangener auf die Festung Minden abgeführt. Dieser Gewaltakt führte jedoch nicht die Beilegung, sondern eine Verschärfung des Streites herbei. Auf römischer Seite wurde der Gefangene als Märtyrer gefeiert; auf regierungsfreundlicher Seite beugte man sich nicht, die staatsfeindlichen Ausschreitungen der Gegner zurückzuweisen, sondern begann einen gehässigen Kampf gegen die katholische Kirche. Erst nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV., der auch das katholische Element nicht als Bundesgenossen zur Stärkung des Christentums mißsen wollte, gelang es, den Kölner Handel zu schlichten. Nachdem Droste erklärt hatte, sich dem Urteil des Papstes zu unterwerfen, wurde der milde Bischof von Speier, Geißel, zum Koadjutor ernannt und war tatsächlich Drostes Nachfolger, wenn dieser auch mit Recht erklären konnte, daß er nach wie vor als der rechtmäßige Erzbischof zu gelten habe. —

Die privilegierten Stände in Frankreich hatten ihre Vorrechte durch die große Revolution verloren, und ihre Wiedereinsetzung war durch die Julirevolution verhindert worden. Doch der Bürgerkönig, wie ihn seine Anhänger, der Börsenkönig, wie ihn seine Gegner nannten, war dazu behilflich, daß sich nun die reiche Bourgeoisie zur herrschenden Macht im Staate aufschwang. Das neue Optimatentum schloß sich vom vierten Stande, der doch in der Julirevolution fast allein seine Haut zu Markte getragen hatte, nicht minder hochmütig ab, wie früher die noblesse d'épée. Dafür rächte sich das Proletariat, indem es ebenso erklufte Todsfeindschaft schwor nicht bloß den eigentlichen Bedrückern, sondern den Besitzenden insgesamt.

Die bürgerliche Gesellschaft hatte kein Auge für die Zurücksetzung, für die Not der Arbeiter. Diese Sünde trägt die Schuld am Klassenhaß des Proletariats, der sich zu einem so unheilvollen Faktor der inneren Lage aller Staaten auswachsen sollte. Es ist leider nicht unberechtigt, wenn die Führer der sozialistischen Bewegung behaupten, es wäre wohl niemals zu einer gerechteren Verteilung des Lohnes der Arbeit gekommen, wenn nicht der

vierte Stand selbst sich drohend aufgerichtet und sein Recht verteidigt hätte. Sogar den Bürgernamen, der in den düstersten Tagen der großen Revolution als Ehrenname für jeden Angehörigen der Nation gegolten hatte, warfen nun die Unzufriedenen von sich. Tatsächlich gelang es ihnen, allenthalben eine Reform des Verhältnisses zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer anzubahnen, was jeder Ehrliche nur mit Genugtuung guthießen kann. Nichtsdestoweniger bleibt es eine politische Monstrosität, daß eine Partei ohne Rücksicht auf Wohl und Wehe des Ganzen nur ein einseitiges Klasseninteresse vertritt, als ob es in anderen Ständen nicht auch Not und Sorge und Gram und Tod gäbe, als ob die schwierige Hand das einzige Zeugnis ehrlicher Mitarbeiterschaft am vielverzweigten Werk der Zivilisation wäre!

Auch bedurfte es, um das Proletariat zu einer politischen Macht zu erheben, erst der aus den oberen Gesellschaftsschichten herabsickernden Ideen. Die Emanzipationstheorien der George Sand, die naturalistischen Schilderungen aus dem Gassenleben der Armen und Elenden in den Romanen von Eugen Sue und andere literarische Erscheinungen haben dazu beigetragen, den Sozialismus zu stärken. Die nämliche Wirkung hatten die Systeme des Grafen St. Simon, der den auf Gewalt und Unterdrückung gestützten Staat durch einen Arbeiterstaat ersetzen wollte, und seiner Schüler Comte und Enfantin, die aus der phantastischen Lehre praktische Folgerungen zogen, Abschaffung des Erbrechts, Befreiung des Weibes usw. Der Kommunismus des François Babeuf lebte wieder auf in den Theorien der Buonarrotti und Cabet, und Proudhon entfesselte durch seine berühmte Frage: „Was ist Eigentum?“ und die Antwort: „Eigentum ist Diebstahl!“ den Haß gegen das Kapital als den Ursprung aller Ungleichheit und alles Despotismus.

Auch diese Strömung verbreitete sich, verschiedene Formen annehmend, über die Nachbarländer. Während sie aber z. B. in Deutschland vorläufig noch rein theoretischen Charakter behielt, erlangte sie in Frankreich zuerst dadurch gefährliche Macht, daß Louis Blanc, Louis Blanqui, Barbès, Bernard, die Genossen der „société des saisons“, ihre sozialistischen oder vielmehr kommunistischen Bestrebungen in Zusammenhang mit dem Kampf der politischen Parteien brachten. Die Jünger Proudhons und Fouriers, die den Umsturz alles Bestehenden, die Herbeiführung eines neuen Kulturzustandes anstrebten, verbrüderten sich mit den Republikanern. An diesem Bund zer-

schellte der Thron des Bürgerkönigs, der auch die Neigung der Besitzenden verloren hatte, weil es seinem Regiment an Glanz und Würde fehlte. —

In der Geschichte der nationalen Entwicklung Deutschlands bildet das Jahr 1840 einen denkwürdigen Markstein. Als der Minister Thiers, um die Franzosen über eine diplomatische Niederlage Frankreichs in der orientalischen Krisis hinwegsehen zu machen, dem Verlangen nach der „natürlichen Grenze“, dem Rhein, offen Ausdruck gab und dadurch ein Krieg der Nachbarn in gefährliche Nähe gerückt war, regte sich endlich wieder in Preußen das deutsche Gemissen. Auch in Süddeutschland trat ein Aufschwung des Nationalgefühls zutage und wurde von den Regierungen sogar begünstigt. Es waren keine mustergültigen Verse, womit König Ludwig I. von Bayern den Dichter des sozusagen über Nacht populär gewordenen Rheinliedes feierte, aber eine gut deutsche Gesinnung sprach sich darin aus. An diesem Patriotismus der Ludwig von Bayern und Wilhelm von Württemberg und Leopold von Baden scheiterte der mit List und Eifer in Szene gesetzte Versuch, einen neuen Rheinbund ins Leben zu rufen. Auch der Frankfurter Bundestag, der bisher nur in Abwehr des nationalen Gedankens seine Pflicht erblickt hatte, suchte jetzt wenigstens für die Wehrverfassung eine einheitliche Form zu finden. Ja, sogar Metternich empfand eine Regung patriotischen Opferwillens; er gab seine Zustimmung zu einer Anordnung, die er bei der ersten Anregung im Jahre 1832 leidenschaftlich bekämpft hatte, daß nämlich die Mittel- und Kleinstaaten ihre Kontingente im Kriegsfall unter preussisches Kommando stellen sollten.

Solche Wirkung ihres Säbelklirrens hatten Thiers und die Seinen nicht erwartet. Frankreich stand isoliert, denn die entente cordiale der Westmächte, die Talleyrand mit heißem Bemühen in die Wege geleitet hatte, war rasch zerstorben, als Palmerston gewahr wurde, daß Frankreich ebenso lüstern nach Ägypten, wie nach der Rheingrenze blicke. Durfte doch England die Landenge von Suez schon um Indiens willen nicht in fremde Hände gelangen lassen. Als Thiers trotzdem dem König eine Thronrede vorlegte, welche den Feinden Frankreichs den Fehdehandschuh hinwarf, weigerte sich Louis Philipp, alles auf eine Karte zu setzen. An Stelle Thiers' wurde Guizot berufen, und der neue Leiter der auswärtigen Angelegenheiten vermittelte für Frankreich aus der bedrohlichen Krisis einen glimpflichen Rückzug.

Sobald aber für die deutschen Staaten die äußere Gefahr verschwunden war, hatte auch der Patriotismus der Regierungen ein Ende, und das Ministerium Eichhorn in Berlin, wie das Ministerium Abel in München erschrafen vor den Gefahren eines Weges, auf den einst demokratische Sturmgesellen hingewiesen hatten.

Doch die Sehnsucht nach einer innigeren Gemeinschaft der deutschen Stämme wollte trotz alledem nicht mehr erlöschen, und zwar vollzog sich eine eigentümliche Wandlung. Während in den dreißiger Jahren Frankreich dem deutschen Liberalismus als Muster und Vorbild gegolten hatte, war diese Verehrung seit dem Vorstoß des französischen Chauvinismus gegen Deutschland verblaßt. In den dreißiger Jahren kosmopolitisch und republikanisch, in den vierziger Jahren national und liberal; dieser Gegensatz ist scharf ausgeprägt. Die nationalen Wünsche waren freilich noch immer unklar und verschwommen. Das Arndtsche Vaterlandslied ist so recht charakteristisch für diese Unklarheit! Welch wunderlicher Bangermanismus in einer Zeit, da die Kleinen und kleinsten, wie die großen und mittleren deutschen Staaten fast nichts Gemeinsames hatten, als daß über politische Verbrechen von sämtlichen Polizeibehörden an die große Mainzer Zentraluntersuchungskommission berichtet wurde! Ohne Zweifel hat aber das Singen dieser Vaterlandslieder, das Lautwerden vollstümlicher Schlagworte das deutsche Nationalgefühl genährt und erhalten. Allmählich gesellten sich dazu auch deutsche Taten. Der Kölner Dombau war eine rühmliche Tat des ganzen deutschen Volkes. Auch zur Wiederaufrichtung des alten Königsstuhles bei Rense, zu Bandels Hermannsdenkmal im Teutoburger Walde wurde überall in deutschen Landen — das war seit den Karlsbader Beschlüssen nicht mehr vorgekommen! — gesammelt, wenn auch nicht überall gespendet. Ludwig I. von Bayern gab dem Gefühl der Zusammengehörigkeit der deutschen Stämme durch den Bau der Walhalla und der Befreiungshalle Ausdruck. Einen nicht unwichtigen Faktor der nationalen Bewegung bildeten die deutschen Festversammlungen. Auf den Germanistentagen in Frankfurt im ehrwürdigen Römersaal, im Hansensaal in Lübeck sprachen Männer wie Uhland, Dahlmann, Jakob und Wilhelm Grimm, Waitz, Beseler nicht bloß über wissenschaftliche Fragen, sondern auch über praktische Forderungen, z. B. Wiedereinführung des altgermanischen Schöffengerichts. Auf den Anwalttagen wurde

fast Jahr für Jahr die Notwendigkeit eines einheitlichen Rechts für ganz Deutschland betont.

Die politischen Schriftsteller begnügten sich schon nicht mehr mit solchen vereinzelt Wünschen; sie begehrt eine Reform Deutschlands an Haupt und Gliedern. Daß der Deutsche Bund nur eine mißratene Schöpfung war, ohnmächtig nach außen, volksfeindlich nach innen, wurde von allen erkannt, aber welche Besserung sollte angestrebt werden? — Da gingen wieder, wie nach dem Befreiungskampf, die Wünsche und Anschauungen auseinander.

Für Österreich lebten noch immer in Süd- und Mitteldeutschland die wärmsten Sympathien. Die Stellung der lustigen Kaiserstadt Wien war natürlich nicht mit der Bedeutung von Paris für Frankreich zu vergleichen; immerhin galt sie als deutsche Stadt und als die erste deutsche Stadt. Allein das Muzregiment in Österreich machte schon viele irre an dem Beruf Österreichs, die Vormacht Deutschlands zu bleiben. Metternich war nicht einmal mehr der bewunderte Messias der Absolutisten; er selbst hatte sein System wiederholt durchbrechen müssen. Nach der Niederlage der Legitimisten im belgisch-holländischen Streit hatte er geäußert: „Ich sehe, die praktische, die einzige auf die Lage des Tages anwendbare Wahrheit ist die Notwendigkeit, die Entwicklung der Ereignisse abzuwarten!“ Das Wort Entwicklung hatte bisher gefehlt im Metternichschen Wortschatz. Er selbst hatte, als es im Kirchenstaat gärte, dem Papst zu staatlichen Reformen geraten; er hatte den Verfassungsbruch in Hannover und das selbstherrliche Vorgehen Ernst Augusts gegen die Göttinger Sieben und den Osabrücker Bürgermeister Stüve wenigstens nach außen gemißbilligt. Doch für Österreich und das von Österreich beeinflusste italienische Machtgebiet ließ er diese Wahrheiten nicht gelten; da blieb seine Politik starr, herrisch, exklusiv. Die Wiener Politik bewegte sich immer in einem falschen Kreislauf. Österreich sollte die deutsche Vormacht bleiben, der Einfluß Preußens im übrigen Deutschland bekämpft werden, aber zugleich wurde daran festgehalten, daß Österreich einen in sich abgeschlossenen Staat bilde; alle Verbindungen mit dem „Reich draußen“ wurden argwöhnisch beobachtet. „Nur keine Änderungen, nur keine Neuerungen!“ Kaiser Franz war pflichttreu und eifrig, aber freilich mehr wie ein Vogt oder Amtmann, nicht wie ein Beherrscher weitgedehnter Reiche. Nach Franz' II. Tod, unter Ferdinand wurde es nicht besser, sondern schlimmer. Treitschke gestattet sich die

lafonischen Worte: „Der gute Mandl war ein Trottel!“ Jedenfalls war der physisch und geistig schwächliche Monarch nicht die geeignete Persönlichkeit, das Metternich-Sedlnitzky'sche Polizeiregiment auf eine höhere Stufe zu erheben.

Diese Zustände in Oesterreich erklären in erster Reihe, daß die auf eine festere Zentralisierung gerichteten Wünsche der Deutschen häufiger und entschiedener auf denjenigen Staat sich richteten, der sich, seit er gänzlich in Metternich'sches und noch mehr in russisches Fahrwasser eingelenkt hatte, der Gunst der Liberalen am wenigsten erfreut hatte, auf Preußen.

Es ist bezeichnend, mit welcher überschwenglichen Hoffnungen nach dem Tode Friedrich Wilhelms III. (7. Juni 1840) der Nachfolger, Friedrich Wilhelm IV., begrüßt wurde. Der Pommer Robert Bruh, der Hannoveraner Hoffmann von Fallersleben, der Hesse Dingelstedt, der Detmolder Freiligrath und viele andere feierten ihn als deutschen Messias. Sogar Herwegh apostrophierte ihn:

„Die Hoffnung Deutschlands steht zu dir,
Fest, wie nach Norden weist die Nadel!
O Herr! Ergreife das Banner,
Noch ist es Zeit, noch folgen wir,
Noch soll verstummen jeder Tadel!“

Doch die Begeisterung verflüchtigte sich rasch. Friedrich Wilhelm IV., eine stark impulsive Natur, war immer vorn-dran, beteiligte sich persönlich an allen Kämpfen der Meinungen und der Parteien; deshalb gewöhnte man sich daran, alles und jedes auf die Initiative des Königs zurückzuführen. Man machte ihn verantwortlich für die schlecht verhüllte Niederlage, welche der preussische Staat bei dem Abschluß des Kölner Kirchenstreits erlitt; man schob die Schuld auf eine angeblich katholisierende Richtung Friedrich Wilhelms, die in Wirklichkeit, wie die Briefe an Bunsen beweisen, nichts anderes war, als romantisch-mittelalterlicher Überschwang. Man machte ihn verantwortlich für die gehässigen Polizeimaßnahmen des Herrn v. Kochow, des Erfinders des Wortes vom „beschränkten Untertanenverstand“. Auch besonnene Politiker beklagten, daß sich der König unerbittlich gegen die immer deutlicher hervortretenden Forderungen der neuen Zeit verschließe, deren Erfüllung allein die Durchführung der deutschen Mission Preußens ermögliche. Als dem Verlangen, der König möge endlich in Erfüllung des von seinem Vater gegebenen Versprechens eine Verfassung gewähren, immer stürmischer, bald von

Provinzialständen, bald von Stadtvertretungen Ausdruck gegeben wurde, wies er das Ansinnen barsch und bündig ab. Metternich, der, vom König um Rat befragt, vor dem Sprung ins Dunkle gewarnt hatte, konnte getröstet an seine Gemahlin schreiben: „Ich habe den unsinnigen Verfassungsplan getöbtet (j'ai tué)!“

Doch Friedrich Wilhelm IV., wenn auch kein Anhänger moderner Ideen, besaß zu viel Geist und Gemüt, als daß er sich in allen Fragen nach dem Metternich'schen Hezenhammer gerichtet hätte. So wurde trotz alledem die Regierung des „Romantikers auf dem Throne“ die Brücke zur neuen Zeit.

Auf eine ähnliche Erscheinung stoßen wir in Italien. Welcher Haß sich dort gegen Metternich und die auf Metternich's Weltordnung eingeschworenen kleinen Machthaber angesammelt hatte, zeigt ein Blick auf die Literatur. Aus den Denkwürdigkeiten Settembrinis, um nur ein Beispiel hervorzuheben, ist auch zu ersehen, daß dieser Haß nicht unberechtigt war, daß sich die Getreuen Metternich's, seine „Hände“, wie er sagte, zur Unschädlichmachung der giovine Italia unwürdiger Mittel bedienten. Gegen die auf italienischem Boden sich abspielenden Tragödien ist Fritz Reuters Festungstid eine Idylle. Eine wehmütige allerdings; ein Gefangener bleibt auch bei Punsch und Kartenspiel ein Gefangener. Allein in den italienischen Kerker gab es für politische Verbrecher geradezu grausame, entsetzliche körperliche Strafen und Seelenqualen. Allein keine Verfolgung vermochte den standhaften Sinn jener Männer zu brechen; heute befreit, setzten sie morgen ihr Verschwörungswerk fort; das ganze österreichische Italien, sowie die auf Oesterreich's Waffen und Metternich's Autorität sich stützenden Fürstenthrone wurden durch unterirdische Miniarbeit so unterwühlt, daß der Zusammenbruch nur noch eine Frage der Zeit war. —

Unvermeidlich war auch der Zusammenbruch der Staatsordnung von 1830 in Frankreich geworden. Ludwig Philipp war von Barrikadenkämpfern zum Oberhaupt des Staats erhoben worden, allein die Besorgnis der Fürsten, es möchte durch ihn der revolutionären Propaganda Vorschub geleistet werden, war grundlos gewesen; der „neue Cromwell“ suchte sogar mit einer gewissen demütigen Unterordnung den Souveränen ihre Befürchtungen auszureden. Den in Polen, Italien, Deutschland entweder für ihre Nationalität oder für liberale Reformen kämpfenden Parteien wurden zwar unter der Hand freundliche

Worte, aber nicht die erhoffte Unterstützung gespendet. „Haben wir deshalb“, so wurde in den Reihen der Opposition geklagt, „eine neue Dynastie auf den Thron gesetzt, damit sie durch unterwürfige Dienste sich die Anerkennung der europäischen Fürsten erbittle, während unsere alten Könige unbestritten an der Spitze der europäischen Fürsten standen?“

Dazu kam, daß ein stark ausgeprägter wirtschaftlicher Sinn den König zu manchen Handlungen verführte, welche mit der königlichen Würde nicht vereinbar waren. Er verschmähte nicht, an der Börse zu spekulieren und sogar politische Manöver zugunsten seiner Privatkasse oder der von ihm bevorzugten Finanzleute ausführen zu lassen. Immer lauter erscholl die Klage, daß Landmann, Arbeiter und Kleinbürger härterem Druck ausgesetzt seien, als in den Zeiten der absoluten Monarchie, während die neue privilegierte Kaste der Geldhändler und Großgewerbetreibenden alle Früchte des Schweißes der „Armen und Elenden“ einheimse. Die Verfassung von 1830 beruhe nicht auf demokratischer Grundlage, sondern stehe unter dem Bann einer Plutokratie, deren materielles Wesen auf alle Kreise entfittlichend wirke. Und auch Frankreich wurde, wie Italien, unterwühlt von geheimen Gesellschaften, deren Ideal die Republik oder der Kommunismus oder die Vereinigung von beidem war. Die Gegnerschaft gegen ein Regiment, das, wie der Exminister Thiers 1847 schrieb, zu seinem Wesen und seinen Überlieferungen in geradem Widerspruch stehe: „ghibellinisch in Rom, jesuitisch in Bern, österreichisch in Piemont, russisch in Krakau und Warschau, französisch nirgendwo“, — nahm immer bedrohlicheren Charakter an. Die nach der Ablehnung einer Reform des Wahlgesetzes von den Antragstellern veranstalteten sogenannten Reformbankette leiteten die revolutionäre Bewegung ein, und am 22. Februar 1848 stieg die Opposition aus den Bankettsälen und von der Rednertribüne des Parlaments bewaffnet auf die Boulevards von Paris. Nach dreitägigem Straßenkampf war die Sache des Königs verloren; er floh nach England, und die zweite Kammer proklamierte nach dem Willen der in den Sitzungssaal eingedrungenen Menge die Republik.

Wieder blieb die Bewegung nicht auf Frankreich beschränkt: Der elektrische Funke sprang von einem Volke zum andern. Am 13. März brach in Wien der Sturm los. Die Stände wanderten gemeinsam nach der Hofburg, um zeitgemäße Zugeständnisse zu erwirken. In den Straßen wurden des ungarischen Volksführers

Kossuth Feuerreden verlesen; die Bürger, die Studenten waffneten sich; eine wild johlende Rotte stürmte den Palast Metternichs, während dieser in der Hofburg, wie er erklärte, für sein Prinzip: *Recta tueri!* Schutz dem guten Recht! den letzten entscheidenden Kampf mutig und in würdiger Haltung kämpfte. Die wenigen Freunde hörten auf ihn nur zerstreut und ängstlich, die Feinde mit Ungeduld und drohender Miene. Nach seinem Empfang in der Hofburg konnte er nicht mehr zweifeln: auch die hohen und höchsten Herren, denen er fünfzig Jahre lang als Hirt des Staates und als Hort des Friedens geglitten hatte, gaben ihn auf! Als er erklärte, daß er um der Ruhe des Staates willen von seinem Posten zurücktreten wolle, belohnte ihn ob dieser Großmut ein Beifall, der für ihn beleidigender war, als das Pfeifen der vor der Hofburg versammelten Menge. Er, dem zum Herrscher nichts gefehlt hatte, als der Name des Herrschers, war ein toter Mann. — —

Es half nichts mehr, daß der eingeschüchterte Bundestag die Farben der deutschen Burschenschaft, Schwarz-Rot-Gold, annahm; die Bewegung schritt über ihn hinweg, und die Sturmpetition einer Mannheimer Volksversammlung unter Jysteins Vorsitz forderte ein deutsches Parlament, Pressefreiheit, Volksbewaffnung, Geschwornengerichte, Vereidigung des Militärs auf die Verfassung, Verantwortlichkeit der Minister, politische Gleichstellung aller Bekenntnisse und andere freisinnige Reformen.

In Preußen hatte Friedrich Wilhelm IV. schon 1847 dem immer stürmischer kundgegebenen Volkswunsche durch Berufung einer gesetzmäßigen Volksvertretung, des aus Abgeordneten der acht Provinziallandtage gebildeten sogenannten „Vereinigten Landtags“, nachgegeben. Die Versammlung erwies sich als einflußreicher Träger der freiheitlichen Ideen, welche damals die weitesten Kreise erfaßt hatten. Friedrich Wilhelm IV., über den allzu freimütigen Ton der Verhandlungen erbittert, versagte den an ihn gerichteten Wünschen bezüglich einer festeren ständischen Organisation seine Zustimmung. Als sich aber die Stimmung im Lande unter dem Einfluß der Pariser Vorgänge verschärfte, versprach der König, eine dem Geist der neuen Zeit genügende Verfassung zu gewähren und für die Umwandlung des Deutschen Bundes in einen Bundesstaat einzutreten. Kaum hatte am 18. März eine vor dem Schloß versammelte große Volksmenge dem König für diese Zugeständnisse jubelnden Dank bezeugt, kam es durch zufällige

Entladung zweier Schiffe zu blutigen Kämpfen zwischen Volk und Militär. Obwohl die Truppen siegreich blieben, befahl ihnen der König, die Stadt zu räumen. Damit war er ganz in die Gewalt der Revolution gegeben. Das Wort der Proklamation vom 21. März: „Preußen geht fortan in Deutschland auf!“ entsprach nur einem Wunsche, den der König sein Leben lang genährt hatte, aber die Mittel, die jetzt dazu angewendet werden sollten, um Freiheit und Glück der einzelnen Staaten und Einheit und Ehre Deutschlands zu erringen, waren für Friedrich Wilhelm IV., wie für die anderen deutschen Fürsten fremd und unannehmbar. Da bewährte sich der am 2. April ins Schloß berufene Vereinigte Landtag ebenso als feste Stütze des Königtums, wie als Träger der Reformbewegung. Es gelang, die Radikalen zurückzudrängen, gleichzeitig aber die Erfüllung weitreichender Volkswünsche, wie sie im Mannheimer Programm festgelegt waren, durchzusetzen.

Zu ähnlichen Unruhen kam es auch in andern deutschen Staaten. Rückschrittliche Minister dankten ab und wurden durch Führer der volkstümlichen Bewegung ersetzt. Sogar der Frankfurter Bundestag nahm das bisher verpönte Schwarz-Rot-Gold als Bundesfarben an und richtete an die Bundesregierungen das Ersuchen, nicht bloß den Forderungen des Volkes nach Mitwirkung an der Regierung nachzugeben und die konstitutionelle Monarchie als Staatsform anzuerkennen, sondern auch die Wahlen von Nationalvertretern anzuordnen, welche am Sitze der Bundesversammlung zusammenzutreten hätten, um als Mittler zwischen den Regierungen und Volk das deutsche Verfassungswerk zustande zu bringen. Der Bundestag magte aber nicht, einen Senat der Bundesregierungen, ein Oberhaus, zu bilden, und auch über die Berufung eines Oberhauptes zur Leitung der Reichsregierung kam es nicht zur Einigung. So beschloß man, das Parlament ohne Reichsregierung zusammenzutreten zu lassen.

Am 31. März 1848 eröffnete das deutsche „Vorparlament“ in der Paulskirche zu Frankfurt seine Sitzungen. Über 500 Mitglieder, Süddeutsche in starker Überzahl, 2 Österreicher und 141 Preußen hatten sich dazu eingefunden.

Nur volles Einverständnis zwischen Fürsten und Volk konnte dem nationalen Werk eine befriedigende, dauerhafte Lösung sichern, — dieses Einverständnis fehlte im Jahre 1848. Dagegen fehlte es nirgends an Widersprüchen, Gegensätzen, Feindseligkeiten.

Trotz alledem war es ein großer Augenblick, als unter dem Geläut aller Glocken und dem Donner der Geschütze zum erstenmal freigewählte Vertreter der deutschen Nation vom Römer nach der Paulskirche zogen. Zum erstenmal ging der Ditmarsche neben dem Schwaben, der Pommer neben dem Tiroler, — und welche Männer waren hier versammelt! Die auserlesensten Geister der Nation befanden sich darunter, — es sei nur an Arndt, Dahlmann, Jakob Grimm, Gervinus, Raumer, Uhland, Robert Mohl, Welcker, Mittermaier, Döllinger, Lasaulz, Pfizer, Jakoby erinnert. Daß viele dem Professorenstand angehörten, hat der Versammlung den Spitznamen „Schulmeisterparlament“ eingetragen. „Deutschland hat“, so urteilt Ludwig Bamberger, „unter der Anführung seiner Professoren das trostloseste Schauspiel politischer Unbeholfenheit und Schwachsinngigkeit gegeben, das jemals die Sonne beschienen hat.“ Auch weniger befangene Politiker haben mit dem Überwiegen dieses Elements in Zusammenhang gebracht, daß trotz der vielen Verhandlungen und schönen Reden ein praktischer Erfolg nicht erzielt wurde, doch läßt sich wohl die Gegenfrage aufwerfen, ob denn in den Parlamenten, seit das Professorenelement zurückgetreten ist, die Reden kürzer und nützlicher geworden sind? Die Schuld am Fiasco des Frankfurter Parlaments liegt wohl kaum am Hervordrängen der Professorenweisheit, sondern die deutsche Frage war in erster Reihe eine Machtfrage; der Erfolg hing davon ab, ob es gelingen werde, den Gegensatz zwischen dem Süden und Norden zu überbrücken.

In der noch mit ziemlich bedeutender Stimmenmehrheit vollzogenen Wahl des Erzherzogs Johann von Österreich zum Reichsverweser darf wohl noch eine Rundgebung alter Sympathien für das durch die Tradition mit der Kaiserkrone verbundene Erzhaus erblickt werden. Im Kaiserstaat selbst aber schätzten die maßgebenden Kreise am allerwenigsten die Freundschaft der revolutionären Versammlung. Die Hinrichtung des Abgesandten des Nationalkonvents, Robert Blum, in Wien machte jede Hoffnung auf Mitwirkung des Erzhauses am Verfassungswerk schwinden. Als infolge der Abwendung Österreichs die preussischen Aussichten gestiegen waren — „Das Warten auf Österreich“, so warnte der Abgeordnete Beckerath, „ist das Sterben der deutschen Einheit!“ — stellte Professor Welcker den Antrag, die vollstreckende Gewalt im neuen Reich, die Vertretung nach außen und den Oberbefehl über die gesamte Kriegsmacht dem König von Preußen als erblichem „Kaiser

der Deutschen“ zu übertragen. Der Antrag wurde zwar am 28. März 1849 mit Stimmenmehrheit angenommen allein fast die Hälfte der Wähler, darunter fast sämtliche Süddeutsche hatten sich der Abstimmung enthalten. Unter diesen Umständen konnte noch weniger überraschen, daß Friedrich Wilhelm IV., der stolze Vertreter des Legitimitätsprinzips, der gefügige Schüler Metternichs, der treue Freund Oesterreichs, den Abgesandten des Parlaments eine ablehnende Antwort erteilte: er könne die von einer revolutionären Versammlung angebotene Krone nicht annehmen, sondern nur eine, die mit Zustimmung aller deutschen Fürsten angeboten werde, die den Erwählten zum Herrscher von Gottes Gnaden mache.

Nach der Absage der preussischen Monarchie steigerte sich noch die Zersahrenheit in der Paulskirche. Aufstände in Sachsen, Baden und der Pfalz wurden mit Waffengewalt unterdrückt. Die meisten Regierungen riefen ihre Abgeordneten von Frankfurt zurück. Das nach Stuttgart übergesiedelte „Kumpfparlament“ wurde schließlich im Juni 1849 durch württembergisches Militär aufgelöst.

Nicht minder kläglichen Ausgang nahmen andere Volkskämpfe. Die in Ungarn unter Ludwig Kossuths Führung ausgebrochene Revolution wurde von österreichischen und russischen Truppen niedergeschlagen; am 13. August 1849 machte der Oberkommandant der Honveds, Görgey, durch die Waffenstreckung von Vilagos dem nutzlosen Widerstand ein Ende. In Syrien hatte die aufständische Bewegung der „Illyria rediviva“ nur zur Folge, daß Begriff und Name „Königreich Syrien“ bei der Neu-Organisation des Kaiserstaates im Jahre 1849 gänzlich aufgegeben wurden. Die von Karl Albert, König von Sardinien, unterstützte Erhebung des österreichischen Italiens wurde durch die Siege Nadezhtys bei Custoza (23.—25. Juli 1848) und bei Novara (23. März 1849) bezwungen. In Krafau wie in Boson mußten die Aufrührer nach anfänglichen Erfolgen bald die Waffen strecken.

Während bei den genannten Völkern die nationale Bewegung sich darin kundgab, daß auseinandergerissene Volksteile nach Vereinigung oder Wiedervereinigung strebten, suchten anderwärts künstlich zusammengefügte, verschieden geartete Stämme eine Lösung dieser Fesseln, eine Geltendmachung ihrer nationalen Eigentümlichkeit durchzusetzen. Dahin gehören der Streit zwischen den germanischen Flämingen und den romanischen Wallonen in Belgien und der Widerstand gegen die Zerreißung der Herzogtümer Schleswig und

Holstein und die widerrechtliche Einverleibung Schleswigs in den dänischen Staat. Ganz Deutschland schloß sich dem Schwure „Up ewig ungebeelt“ der meckrumschlungenen Provinzen begeistert an; auch die deutschen Regierungen nahmen sich der deutschen Landsleute zwischen Nord- und Dittsee an. Die Leitung des Krieges gegen Dänemark wurde Preußen übertragen. Die dänischen Truppen wurden mit leichter Mühe in den Kämpfen bei Schleswig, Düppel und Kolbing zurückgeworfen; trotzdem konnte das große, mächtige Deutschland mit 40 Millionen Seelen das kleine Dänemark mit 2 Millionen Seelen nicht bezwingen, weil es keine Flotte besaß, um sich der Blockierung der deutschen Küsten zu erwehren. Auch durch die drohende Haltung Rußlands und Englands, sowie durch die Abneigung der preussischen Regierung, mit Aufständischen gemeinsame Sache zu machen, wurde die deutsche Kriegsführung gelähmt. Der Abschluß eines Waffenstillstands zwischen Preußen und Dänemark (10. Juli 1849) war das Vorspiel zum schimpflichen Ende. Das Londoner Protokoll der Großmächte vom 8. Mai 1852 gab Schleswig den Dänen preis.

Inzwischen waren die Märzministerien überall wieder entlassen, die Presse und das Vereinswesen wieder in strenge Zucht genommen und alle der freiheitlichen Bewegung gemachten Zugeständnisse zurückgenommen worden; die in Frankfurt festgesetzten „Grundrechte des deutschen Volkes“ waren nur noch eine historische Erinnerung. Die Aufgabe, welche das Jahr 1848 dem deutschen Volk übertragen hatte, war nicht gelöst worden, konnte nicht gelöst werden bei dem Stand der politischen Bildung des Volkes, solange teils radikale Bestrebungen, teils Regungen des Sondergeistes in den einzelnen Staaten kräftiger wirkten, als der nationale Gedanke.

V. Abschnitt.

Der Sieg des Nationalitätsprinzips.

Das Wiederaufleben des Cäsarismus in Frankreich. Napoleon III. Cavour. Der Freiheitskampf Piemonts gegen Oesterreich. Nationale Bestrebungen und Kämpfe in den österreichischen Erblanden. Die großdeutsche und die kleindeutsche Idee.

Literatur.

Karl Wiedermann, Dreißig Jahre deutscher Geschichte. Von der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. bis zur Aufrichtung des neuen deutschen Kaiserthums (2 Bde., 1881).

Heinrich v. Sybel, Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. (2. Bd., 1889).

Zwiedineck-Südenhorst, Deutsche Geschichte von der Auflösung des alten bis zur Errichtung des neuen Kaiserreiches (3. Bd.: Die Lösung der deutschen Frage und das Kaiserthum der Hohenzollern, 1849 bis 1871, 1905).

Massari, Il conte di Cavour (1873; deutsch von Rüffer).

Delord, Histoire du second empire (6 Tom., 1874—82).

H. v. Sybel, Napoleon III. (1873).

Anton Springer, Geschichte Oesterreichs seit dem Wiener Frieden (2 Bde., 1863—1865).

Nachdem im Frühjahr 1848 die alte Bundesgewalt zu Grabe gegangen, im Frühjahr 1849 der Versuch eines neuen Reichsregiments zusammengebrochen war, trat, wie Metternich sich ausdrückte, ein „führerloses Vacuum“ ein.

Auf diesen Augenblick hatte aber die radikale Partei, in den sogen. „Märzvereinen“ über das ganze Land organisiert, nur gewartet, um, wie sie es nannte, zur That zu schreiten. Es wäre unrichtig und ungerecht, über alle „Sturmgesellen“ das nämliche vernichtende Urteil zu fällen. Ohne Zweifel waren unendlich viele von ehrlichem Streben befeelt, dem Vaterland aufzuhelfen, doch es war nur ein unreifer Tatendrang ohne klares Zielbewußtsein. Richard Wagner, Gottfried Semper und andere hervorragende Männer, die in den

Strudel des Sturmjahres hineingezogen worden waren, haben später gestanden, daß sie über verschwommenen Tyrannenhaß und weichenblaue Schwärmerei für die Republik nicht hinausgekommen seien. Auch die Führer, Hecker, Struve u. a., waren in einer wunderlichen Verkennung der tatsächlichen Machtverhältnisse befangen, so daß die ungenügend vorbereiteten, fast wehrlosen Freischaren ohne große Anstrengung bezwungen wurden.

Unter der Losung, die Fürsten müßten, da sie freiwillig sich nicht fügen wollten, zur Anerkennung der konstitutionellen und nationalen Volkswünsche gezwungen werden, kam es im Mai 1849 in Sachsen, in Baden, in der bayrischen Rheinpfalz zu Aufständen. Obwohl anfangs eine bedenkliche Gärung unter den regulären Truppen herrschte und einzelne Regimenter sich dem Aufruhr anschlossen, konnten sich die Volksheere nicht lange behaupten, der Siegeslauf der preussischen Truppen erstreckte sich bis zum Bodensee, während ähnliche Erfolge in Jütland gleichzeitig gegen die Dänen erstritten wurden. Der Eindruck war für den Augenblick gewaltig. Wenn der preussische Premierminister Graf Brandenburg im Juni 1849 die deutschen Regierungen aufgefordert hätte, den preussischen Entwurf für die deutsche Verfassung binnen acht Tagen anzunehmen oder abzulehnen, so wäre vermutlich die Annahme durchgedrungen. So kühne, entschlossene Politik lag aber Friedrich Wilhelm IV. und seinen Ministern fern. Mit Verhandlungen, Modifikationsvorschlägen, Replikten und Duplikten wurde glücklich so viel Zeit verbraucht, daß Oesterreich inzwischen wieder freie Hand gewann, wenn es ihm auch nicht durch eigene Kraft, sondern nur durch russische Hilfe gelang, den Aufstand in Ungarn zu dämpfen. Fortan wurde zwar noch in den Schriftstücken der deutschen Diplomaten die Unererschütterlichkeit des deutschen Einheitsdranges betont, allein zunächst zeigte sich die Einheit wieder wie in den dreißiger Jahren nur in gemeinsamer Bekämpfung der nationalen Strömung in den Volkskreisen. Freilich nicht überall. Die badische Regierung z. B. sah davon ab, die ganze Bevölkerung für das revolutionäre Treiben eines Bruchtheiles verantwortlich zu machen. Bald hieß es: die badischen Rammern sind liberaler als das Volk, die Minister liberaler als die Rammern, der Großherzog aber liberaler als alle! Da nach dem Tode Großherzog Leopolds (1852) auch der Nachfolger in nationale und liberale Pfade einlenkte, war hier eine Brücke für die Zukunft geschlagen.

Vorerst aber wurde allenthalben unter ähnlichen Begleiterscheinungen wie nach den Befreiungskriegen die Restauration wieder durchgeführt. Die alten Gewalten schienen auf die Dauer befestigt zu sein. In Italien war es wie in Deutschland gegangen. Der Versuch des Königs von Sardinien, Carlo Alberto, als spada d'Italia die Fremdherrschaft zu brechen, war durch den Sieg Radetzky's bei Custozza niedergeschlagen worden. In Rom hatte der 1847 auf den Stuhl Petri erhobene Papst Pius IX. einen Anlauf genommen, im Sinne Lammenais' und Giobertis als Apostel der Freiheit ebenso auf die Kirche, wie auf die politische Gestaltung Italiens einzuwirken, doch bald hielt er erschrocken ein, und der Gebieter Roms, wie die übrigen italienischen Fürsten wandelten wieder die von Metternich empfohlenen Pfade. —

Auch in Frankreich, wo die Revolution siegreich geblieben, wo am 27. Februar 1848 am Fuße der Julssäule die Abschaffung der „Monarchie in jeder Form“ ausgesprochen worden war, erfolgte trotzdem eine Restauration, freilich von ganz anderem Charakter als in den übrigen Staaten des Festlands. Die Bevölkerung von Paris hatte das Julikönigtum niedergeworfen. Da aber die Louis Blanc, Raspail und Blanqui, die Führer der siegreichen Arbeiterparteien, durch die Ergebnisse der Februarrevolution noch nicht befriedigt, im Juni nochmals den Versuch machten, die rote, die radikale Republik aufzurichten, folgte auf die ungestüme Vorwärtsbestrebung der Großstadt der Gegenstoß. Bei den Wahlen gab die Landbevölkerung den Ausschlag. Vertrauensmann des Bauernstandes, der Gemäßigten, der Friedliebenden war kein anderer als der Nefte jenes großen Mannes, dessen Andenken seit seinem Tode erst recht lebendig geworden war. Louis Napoleon Bonaparte, der Sohn Louis Napoleons, Königs von Holland, und der Hortense de Beauharnais, hatte zwar durch schlecht vorbereitete Putzche seine staatsmännische Begabung nicht in günstiges Licht gesetzt. Eins aber hatte er trefflich verstanden: sich in der Stille zu verlieren, wenn ihn widriges Geschick ereilt hatte, und wieder aufzutauken, wenn sich günstige Gelegenheit zeigte, um ein altes Anrecht geltend zu machen oder einen neuen Vorteil zu erreichen. Nach dem Sieg der Februarrevolution kam er nach Paris und versicherte der provisorischen Regierung, er habe keinen anderen Ehrgeiz als den Dienst fürs Vaterland. Als der Wunsch geäußert wurde, er möge um der Ruhe des Vaterlandes willen Frankreich verlassen, ging er sofort nach Eng-

land zurück. Von mehreren Departements in die Nationalversammlung gewählt, erschien er wieder in Paris. Er hatte nur freundliche Worte für die Republik, Freiheit und Gleichheit, empfahl sich aber mit den Worten: „Mein Name ist ein Symbol der Ordnung, der Nationalität und des Ruhmes; sollte das Volk mir Pflichten auferlegen, so werde ich sie zu erfüllen wissen!“ gewissermaßen selbst als Retter der Gesellschaft vor der drohenden Anarchie. Am 20. Dezember 1848 schwor er, mit 7 300 000 Stimmen gegen 1 300 000 zum Präsidenten gewählt, „der einen unteilbaren Republik“ treu zu bleiben bis an sein Lebensende und alles abzuwenden, was die Republik schädigen, der Nation einen Tyrannen aufzwingen könnte. In der Nacht vom 1. auf 2. Dezember 1851 wurden aber die Führer der orleanistischen, bourbonischen und republikanischen Parteien, Thiers, Cavaignac, Changarnier, Lamoricière, Victor Hugo und viele andere, verhaftet und in Festungen gebracht, die Nationalversammlung, der „Herd der Verschwörungen“, aufgelöst, der Aufstand der Republikaner in der Vorstadt St. Antoine durch Kartätschenfeuer bezwungen. Trotz dieser blutigen Vorgänge sprachen sich am 20. Dezember abermals mehr als sieben Millionen Franzosen, teils durch Handgeld bestochen, teils durch Furcht vor der Anarchie getrieben, teils durch den Namen Napoleon gewonnen, für die Verlängerung der Präsidentschaft auf zehn Jahre aus. Bald trat zutage, daß das Oberhaupt der Republik nach der Krone trachte, wenn auch dieses Verlangen von Zeit zu Zeit feierlich in Abrede gestellt wurde. In Bordeaux ließ Louis Napoleon bei einem Bankett der Handelskammer das Wort fallen: „L'empire c'est la paix!“ Das Kaiserreich bedeutet den Frieden! In vielen Städten ertönte schon der Zuruf: „Vive l'empereur!“ Und am 2. Dezember 1852 proklamierte ihn ein neues Plebiszit mit 7 800 000 gegen 253 000 Stimmen zum Kaiser der Franzosen. Das stupide Moment des populären Namens entschied für einige Jahrzehnte das Schicksal Frankreichs und der Welt.

Kaum über eine andere Persönlichkeit der neuesten Geschichte sind so widersprechende Urteile gefällt worden, wie über Napoleon III. „Wir vernehmen die Töne der Bewunderung und des Hasses,“ sagt Sybel, „der dankbaren Liebe und der wilden Verachtung! Ein unfähiger Politiker, ein Wohltäter Europas, ein Abenteurer und Bandit, ein Meister der Regierungskunst: so schallen die Urteile durcheinander und werden von den Völkern und den Parteien

in lebhafter Bewegung verhandelt. Er selbst hat schweigsam gelebt und ist schweigsam gestorben, ein unbequemes und aufregendes Rätsel für die öffentliche Meinung der Zeitgenossen.“ Noch ist die Möglichkeit nicht geboten, dieses Rätsel zu lösen; die Quellen für die echte Geschichte des merkwürdigen Mannes sind noch nicht genügend erschlossen; dankbare neue Kunde werden ohne Zweifel einmal die Aufzeichnungen der noch lebenden Kaiserin bieten. Ein unbedeutender Mensch, wie man wohl auch behauptet hat, ist er sicherlich nicht gewesen; wer so wie er die Politik des Erdteils fast zwei Jahrzehnte hindurch beherrscht oder doch auf den Gang der Ereignisse bestimmenden Einfluß geübt hat, muß, abgesehen von seiner Machtfstellung, auch über eine nicht gewöhnliche Kraft des Willens und des Geistes verfügt haben.

Ein Franzose im eigentlichen Sinne des Wortes war Napoleon III. ebensowenig, ja, noch weniger, als sein großer Oheim. Napoleon Bonaparte, Italiener und bis zu seinem zwanzigsten Lebensjahre von Haß gegen die Zwingherren seiner Heimatinsel erfüllt, wurde Franzose, als die Revolution seinem Ehrgeiz Bahn öffnete; er wurde Franzose, um fortan Frankreichs Volkskraft als Mittel für seine Pläne zu verwerten. Der Nefle war zwar in Paris geboren und hatte französisches Blut wenigstens von mütterlicher Seite in den Adern, doch vom sechsten bis zum vierzigsten Jahre, also in der Lebensperiode, welche für die Gestaltung des menschlichen Charakters entscheidend ist, lebte er in aller Herren Ländern, nur nicht in Frankreich. Er sah von Frankreich nichts als die Wände der Gefängnisse, in welche er nach seinen Putschten gesteckt wurde. Seine Schulbildung erhielt er in Deutschland, seine militärische Erziehung in der Schweiz; die Schule der revolutionären Demagogie machte er in Italien durch; staatsmännische Anregung erhielt er in englischer und amerikanischer Umgebung. Er lernte mithin von allen Kulturvölkern, außer vom französischen. Zu Frankreich fühlte er sich nicht durch Vaterlandsliebe hingezogen, sondern weil der Thron seines als Vorbild verehrten Oheims auf französischem Boden gestanden hatte. Wie dem Oheim, so war auch ihm Frankreich nicht Zweck, sondern Mittel; wie bei dem Oheim gingen auch bei ihm von Anfang an die politischen Entwürfe weit über Frankreichs Grenzen und Frankreichs Interessen hinaus. Dieser internationale Latendrang schmeichelte eine Zeitlang der Ruhmesliebe der Franzosen, legte aber auch den Grund zur vernichtenden Katastrophe.

So viel ist aber gewiß: wer einen solchen Lebenslauf zurücklegen und solche Leidenschaften in Bewegung setzen konnte, war — obwohl es in der Zeit seiner Putsche zur Erreichung der höchsten Gewalt diesen Anschein hatte, — kein unbedeutender, kein gewöhnlicher Mensch. „Er ist unter die einfachen Kategorien von Gut oder Schlecht, Groß oder Mittelmäßig nicht unterzubringen; nach- und nebeneinander zeigt er die verschiedensten Eigenschaften, ist immer ein anderer, als er ankündigt, bei scheinbarer Unbeweglichkeit immer ruhelos beschäftigt, und schließlich stets derselbe trotz alles schillernden Wechsels.“

Der Staatsstreich vom 2. Dezember kostete blutige Hekatonben. Binnen wenigen Stunden wurden von den Truppen viele Tausende, Barrikadenkämpfer und harmlose Zuschauer, Männer, Frauen und Kinder in den Straßen von Paris niedergemacht. Entsetzt erfaßte ganz Frankreich, doch während diese Anfänge die Herrschaft eines rücksichtslosen Selbstherrschers befürchten ließen, kann der Regierung Napoleons III., was die innere Politik betrifft, das Lob der Volksfreundlichkeit nicht abgesprochen werden. Was unter Louis Philippe an Familien- und Börseneinflüssen gescheitert war, führte der kaiserliche Absolutismus mit glänzendem Erfolge durch: die Eröffnung des Freihandels, einen für jene Zeit großartigen Ausbau des Eisenbahnsystems und des Straßennetzes, einen unvergleichlichen Umbau fast aller Großstädte des Landes, vor allem von Paris, eine lange Reihe bedeutender und wohlthätiger Schöpfungen auf geistigem und materiellem Gebiete.

Kein Wort ist aber weniger zur Wahrheit geworden, als jene in Bordeaux gegebene Versicherung, das Kaiserreich werde der Friede sein!

Ohne Haß, aber auch ohne Raß trachtete auch der dritte Napoleon in einer Zeit, da die Völker Europas nach Einheit und Freiheit strebten, mit kluger Benützung der nationalen Strömungen eine Weltherrschaft zu erreichen, wie sie sein großer Oheim auf den Trümmern des Feudalismus aufgerichtet hatte. Der „Nefle als Onkel“ trug eine Neugesaltung Europas im Sinn, welche, wie sich die amtliche Presse ausdrückte, der Vernunft und Humanität entsprechend, überall den Volkswillen zur Geltung brächte; in Wirklichkeit sollte aber das System in einer Machterhöhung Frankreichs und der Napoleoniden gipfeln, welche mit den neuen Grundstößen nichts gemein hatte, ja dieselben geradezu ausschloß.

Anfänglich erzielte seine kluge Berechnung die glücklichsten Erfolge. Bei seiner Thronbesteigung sah er das alte Europa geschlossen sich gegenüber, obwohl die Regierungen Ursache hatten, dem Sieger über die soziale Revolution dankbar zu sein. Napoleon verstand aber zu warten, bis diese Mächte sich entzweiten. Endlich bot eine kirchliche Streitfrage im Orient den Anlaß zu erwünschter Einmischung. Römische und griechische Mönche in Jerusalem zankten sich um den Schlüssel der Kirche zu Bethlehem. Zar Nikolaus, der „schöne Zar“, suchte den Streit zugunsten des griechischen Bekenntnisses zu lösen. Natürlich handelte es sich für Nikolaus nicht bloß um das beanspruchte Schutzamt; in Wahrheit verfolgte er ganz andere Pläne. Die Eroberungspolitik Katharinas II. gegen das zerrüttete Türkenreich sollte wieder aufgenommen, der „franke Mann“ nach Asien gedrängt werden. Die Nachbarmächte waren zwar über das eigenmächtige Vorgehen Rußlands entrüstet, wagten aber angesichts der am Pruth zusammengezogenen großen russischen Armee kein Veto. Da suchte der Kaiser der Franzosen alte Verträge hervor, wonach der französischen Nation der Schutz der Katholiken im Orient übertragen sein sollte. Damit war zugleich dem Priestertum eine Dankeschuld abbezahlt, denn die Gunst des Klerus, der den Neffen des Imperators immer noch lieber an der Spitze des Staates sah, als den Sohn des Königsmörders Cavaignac, hatte die Entscheidung in der Präsidendenfrage im Dezember 1848 erheblich beeinflusst. Es gelang dem Kaiser, nicht bloß die Bundesgenossenschaft Englands, sondern sogar Fühlung mit Österreich zu gewinnen, so daß Frankreich gegen Preußen gedeckt war. Und noch ein kleiner Staat trat dem angeblich zum Schutze der katholischen Interessen aufgerichteten Bunde bei, Sardinien.

Graf Cavour, der Leiter der auswärtigen wie der inneren Politik des Königreichs Sardinien, hielt den Augenblick für gekommen, das grünweißrote Banner aufzurollen. Die Befreiung Italiens von der Vormundschaft Österreichs sollte die erste Etappe zur nationalen Einigung werden. Um den lateinischen Mönchen in Jerusalem zu ihrem Schlüssel zu verhelfen, in Wahrheit, um einer engeren Verbindung Österreichs mit den Westmächten zuvorzukommen, trat Cavour im Dezember 1854 dem französisch-englischen Bündnis bei. Durch Mitwirkung am Kriege gegen Rußland erwarb sich Piemont Anspruch auf Unterstützung seiner Bundesgenossen in der italienischen Frage. Engländer, Franzosen

und Türken hatten schon den Feldzug in der Krim mit einem Siege an der Alma eröffnet. Die Belagerung der Seefestung Sebastopol zog sich aber infolge der geschickten Verteidigung durch Totleben fast ein ganzes Jahr hin. Erst im September 1855 wurden die Russen durch Erstürmung des festesten Bollwerkes, des Malakoffturmes, zur Übergabe des Platzes genötigt. Der Nachfolger Nikolaus', Alexander II., schloß unter Vermittlung des neutral gebliebenen Österreichs — Preußen durfte nur an denjenigen Verhandlungen sich beteiligen, welche von ihm früher mitunterzeichnete Verträge betrafen, — am 30. März 1856 in Paris Frieden. Die hohe Pforte verhielt eine Reihe von inneren Reformen, welche die Emanzipation der Christen im türkischen Reich anbahnen sollten; damit war dem Zaren der Vorwand entzogen, daß er sich der christlichen Untertanen des Padschah annehmen müsse. Außerdem hatte Rußland die Donaumündungen mit einem kleinen Landstrich am linken Ufer an die Türkei abzutreten und mußte sich verpflichten, auf dem Schwarzen Meere nicht mehr Schiffe zu halten als die Türkei.

Napoleon Bonaparte war selbst in seiner Jugend Mitglied der Carbonaria gewesen und hatte sich eidlich verpflichtet, zur Aufrichtung eines geeinigten Italiens nach Kräften beizutragen. Er leistete auch durch diplomatische und revolutionäre Mittel Vorschub, allein der italienischen Propaganda ging dies zu langsam. 1858 erfolgte das mißglückte Attentat Orsini's; unmittelbar vor der Hinrichtung ließ Orsini den Kaiser eindringlich zur Unterstützung der italienischen Einigung als der einzig möglichen Sühne für seinen Despotismus auffordern. Bald darauf folgte die berühmte Zusammenkunft des ängstlich gewordenen Kaisers mit Cavour in Bad Plombières. Von einem italienischen Einheitsstaat wollte Napoleon nichts wissen, sondern nur von einem italienischen Staatenbund, aber Piemont sollte das lombardo-venetianische Königreich einverleiben dürfen, wenn dafür Nizza und Savoyen an Frankreich abgetreten würden. Nachdem er sich der wohlwollenden Neutralität des Zaren, der dem lauen Freunde Österreich ob seiner Zurückhaltung im Krimkrieg mehr grollte als dem offenen Gegner, und der freundschaftlichen Zustimmung des mit den italienischen Patrioten sympathisierenden Englands versichert hatte, gab er bei der Neujahrscur 1859 gegenüber dem österreichischen Gesandten Hübnier dem Bedauern über die Spannung der Beziehungen zwischen den beiden Regierungen Ausdruck. Das Wort bedeutete

eine Kriegserklärung. Während Österreich daraufhin seine Truppen sofort jenseits der Alpen konzentrierte, sprach Napoleon seine Verwunderung aus, daß seine nichts weniger als feindselige Rede als Drohung mißdeutet werden konnte; wenn Österreich mitten im Frieden seine Armee kriegsbereit mache, sei dies nur aus der Angriffslust des Wiener Hofes zu erklären. Napoleon hatte damit nicht unrecht. Der Wiener Hof wollte loschlagen; er hoffte, in den Rüstungen einen Vorsprung zu haben; er hoffte, Deutschland mit sich fortzureißen; er hoffte, mit den ungenügend vorbereiteten Franzosen und Piemontesen leicht fertig zu werden; dann könne das Kaiserreich gestürzt und eine legitimistisch-kerikale Regierung unter Heinrich V., dem letzten Bourbon, eingesetzt werden.

Napoleon geriet denn auch für den Augenblick in peinliche Lage. Er hatte erwartet, daß es gar nicht zum Loschlagen kommen, daß Österreich schon durch gemeinsamen Druck aller Großmächte zu bewegen sein werde, seine Oberhoheit über das nichtösterreichische Italien aufzugeben. Jedenfalls war er nicht auf eine so rasche Wirkung seiner Herausforderung gefaßt gewesen; die französischen Rüstungen waren in der Tat nicht fertig; kaum 100 000 Mann konnten den Piemontesen zu Hilfe kommen. Trotzdem wurden die Österreicher infolge schwerer Fehler ihrer Heeresführung bei Magenta und noch entscheidender bei Solferino (24. Juni 1859) geschlagen. Zugleich erhoben sich auf der ganzen Halbinsel die Völker gegen ihre bisherigen Herren, in Toskana, Modena, Parma, den päpstlichen Legationen, Neapel. Wohl gab es in Italien auch Freunde einer föderalistischen Verfassung, die der Ansicht huldigten, man könne eine jahrhundertelange Vergangenheit nicht mit einemmal auslöschen, man könne nicht so fremdartige Bestandteile zu einem organischen Ganzen verbinden, — doch die Apostel des einigen Italien siegten; der äußere Prozeß war mit der Bildung der Italia unita beendet; Italien wurde ein Glied der europäischen Hierarchie. Der innere Prozeß der Verschmelzung der ungleichartigen Teile und der wirtschaftlichen Gesundung kann sich freilich erst allmählich vollziehen, und der den Romanen im Blut liegende revolutionäre Trieb, der an dem kaum unter den furchtbarsten Opfern aufgerichteten Thron schon wieder zu rütteln beginnt, die Lust der Menge an Neuerung und Umsturz macht die staatsmännische Aufgabe noch schwieriger. Völlig gelöst ist auch noch nicht das wichtige Problem der Unschädlich-

machung des Dualismus des jungen nationalen Staates und der Weltstellung des Papsttums.

Denn der Einigung Italiens fiel — um dies schon hier anzureihen — der merkwürdigste Staat des alten Europas zum Opfer, der Kirchenstaat. Obwohl Gestaltung und Verfassung die wunderlichsten Züge aufwies, hatte die Schöpfung des Frankenkönigs Pipin elfhundert Jahre lang den gewaltigsten Stürmen, der Feindschaft der Salier, der Hohenstaufen, der Bourbons, der Borgia standgehalten. Auch die große Revolution und ihr Besieger und Bollender Napoleon hatten nur vorübergehend den Päpsten ihr weltliches Erbe streitig gemacht; die Restauration hatte die Herrschaft der Päpste in Rom wieder aufgerichtet. Pius VII. hatte ein patriarchalisches, volksfreundliches Regiment geführt; Rom war damals von den Unruhen der Carbonari fast verschont geblieben. Erst als Gregor XVI. aus Furcht vor dem Zeitgeist jede Regung von Volkswünschen mit strenger Verfolgung ahndete und Neuerungen und Reformen auch auf materiellen Gebieten zurückwies, begann der Zerfallsprozeß, zuerst in den Legationen, dann in Rom selbst. Als im September 1870 die grünweißrote Tricolore vor den Mauern flatterte, konnten weder Nobelgarben und treue Schweizertruppen, noch die im Mittelalter so wirksame Androhung von Kirchenstrafen den Zusammenbruch verhindern. Es schien jedoch im Interesse der übrigen europäischen Staaten geboten, zu verhindern, daß der neue italienische Staat sich etwa einmal der päpstlichen Autorität zu politischen Zwecken bediene, wie im 14. Jahrhundert die Könige von Frankreich den Einfluß der Päpste in Avignon für sich ausbeuteten. Auf Andringen auch der protestantischen Mächte bot die italienische Krone nach der Besetzung Roms (20. September 1870) dem Papst Pius IX. die leoninische Stadt, das Trastevere, als souveränen Besitz an. Natürlich war es aber der Wunsch der Regierung, daß dieser Dorn möglichst bald aus dem Fleisch gezogen werde. Unruhen, welche Gott weiß wer angeregt hatte, boten Anlaß, die Entscheidung einer Volksversammlung zu überlassen: 80 Prozent der Stimmberechtigten, 98 Prozent der Abstimmenden sprachen sich gegen das päpstliche Regiment aus. Damit war dem Kirchenstaat ein Ende gemacht. Den Päpsten verblieb aber der souveräne Besitz der Peterskirche, des Vatikans und des Lateranischen Palastes in Rom, sowie der Sommerwohnung Castell Gandolfo am Albanersee. Trotzdem wurde die angebliche „Gefangenschaft“ des

Papstes von vielen Katholiken auch außerhalb Italiens als Gefährdung der Selbständigkeit des Papsttums beklagt. Inzwischen hat jedoch eine mehr als dreißigjährige Erfahrung jene Beforgnis als unbegründet erkennen lassen. In keinem anderen Jahrhundert hat die katholische Kirche so mächtig in das politische Leben eingegriffen; nie hat der katholische Kultus in und außer Europa eine so weite, in alle Höhen und Tiefen eindringende Verbreitung gefunden; nie hat die Ehrerbietung der Monarchen und der Völker gegenüber dem Oberhaupt der römischen Kirche eine solche Steigerung erfahren, als seit der Entäußerung der Päpste von der allezeit nur mit sehr weltlichen Mitteln aufrecht zu haltenden Herrschaft über einen Kleinstaat. Die auf Wiederherstellung der weltlichen Macht der Päpste zielenden Hilferufe sind denn auch immer schwächer geworden und haben heute nur noch eine akademische Bedeutung. —

Österreich verlor durch Solferino und Königgrätz seine italienischen Provinzen, aber in den österreichischen Erblanden war auch sonst an vielen Punkten eine nationale Bewegung erwacht, wobei die Forderung: Los von Österreich! mehr oder weniger laut als Losung diente. In Ungarn wurde nichts Geringeres angestrebt, als die Kroaten, Walachen, Deutschen und alle anderen Volkselemente im Lande völlig unter die Herrschaft der magyarischen Minderheit zu bringen und für die Stephanskronen volle Selbständigkeit zu erringen. Da zur Durchführung dieses Programms die Konservativen, die Seczenyi und Cötvös, mit den gemäßigten Liberalen unter Deaks Leitung und mit dem allgemeinen Schutzverein, dem radikalen Bedegylet unter Kossuth einmütig Hand in Hand gingen, war die Bewegung von unwiderstehlicher Kraft. Zwar der Aufstand von 1848—1849 wurde von den vereinigten Österreichern und Russen niedergeschlagen; auch hier folgte eine Reaktion auf staatsrechtlichem und kirchlichem Gebiet, doch die nationale Partei wuchs immer mächtiger empor. Als der österreichische Minister v. Schmerling 1861 das schon einmal gescheiterte Experiment der Errichtung eines Zentralparlaments für sämtliche Teile der österreichischen Monarchie im ungünstigsten Zeitpunkt wieder aufnahm, setzten die Ungarn passiven Widerstand entgegen. Nach dem unglücklichen Feldzug von 1866 erfolgte unter wenig glücklicher Vermittlung des österreichischen Ministerpräsidenten Grafen Beust die Beilegung des langen Streites wesentlich im Sinne der Deakpartei. Am

20. Februar 1867 wurde ein selbständiges ungarisches Ministerium berufen, am 8. Juni die Stefanskronen, welche einst Joseph II. als historisches Kuriosum in die Wiener Schatzkammer hatte bringen lassen, dem „König von Ungarn“, Franz Joseph, aufgesetzt. Der Staat jenseits der Leitha erhielt volle Unabhängigkeit. Mit Österreich sollte das neue Königreich nur noch die Vertretung der auswärtigen Angelegenheiten und die wechselseitige Landesverteidigung gemein haben.

In Österreich gibt es zwei große slawische Gruppen, im Süden die Illyrier, die sich zu fast gleichen Teilen aus Serben, Slowenen und Kroaten zusammensetzen, im Norden die Tschechen, die mit den Hannaken in Mähren und den Slowaken an der Tatra fast 19 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachen. Bei der politischen Wiedergeburt des Tschechentums spielen literarische Verhältnisse eine große Rolle, die Entdeckung der sogenannten Königinhofer Handschrift mit ihren altböhmischen Heldenliedern und anderer künstlerischer und literarischer Reliquien, eines nationalen Schatzes, dessen Gold und Edelsteine an blendendem Schimmer nichts zu wünschen übrig lassen, nur daß sie die Probe auf Echtheit nicht ausgehalten haben. Die Böhmen wollten sich auch nicht mit der Anerkennung einer tschechischen Nationalität, ja nicht einmal eines Tschechenstaates begnügen; nirgends wird der Idee des Pan-slavismus, der Zusammengehörigkeit und der Herrschaft aller Zweige des slawischen Stammes so überzeugungstreu gehuldigt, als bei den Enkeln der Hussiten. Da der slawische Stamm mit seinen 70 Millionen der zahlreichste in Europa, so gehöre ihm die Zukunft:

Spät erst treibt die Linde Blüten,
Doch sie duften süß und hold
Und Arznei wird draus gewonnen,
Und sie bergen Honiggold.
So auch wird dem Slawenstamm
Spät des Blühens Glück zuteil,
Doch aus seinen Blüten kommen
Wird der ganzen Welt erst Heil!

Jablonský.

Während aber solche Wünsche in Böhmen und Illyrien nur in Versammlungen und Zeitungen laut wurden, gab sich die nationale Strömung bei einem andern slawischen Stamme das ganze Jahrhundert hindurch in immer wiederholten Aufständen kund, in Polen. Die deutschen Liberalen haben lange Zeit eine

moralische Pflicht darin erblickt, von der „Veraubung des ritterlichen Polens“ mit Entrüstung zu sprechen. Heute wird kaum noch behauptet werden, daß nur sträfliche Raubgier Friedrichs des Großen die Katastrophe von 1772 verschuldet habe. Wenn nicht König Friedrich eine Verteilung von nicht mehr lebensfähigen polnischen Provinzen angeregt und durchgesetzt hätte, so wäre die ganze Republik unrettbar dem Zarreiche verfallen. Etwas anderes war es mit der zweiten und dritten Teilung. Bei der ersten hatte Preußen nur Gebiete gewonnen, die früher von Polen dem Deutschherren-Orden abgenommen, die durch deutsches Schwert und deutschen Pflug der Barbarei abgerungen waren. In diesen Gebieten hätte sich leicht die Assimilierung an die alten deutschen Landesteile vollzogen. Die Minister Friedrich Wilhelms II. begnügten sich aber nicht mit diesem Erwerb, sondern gingen unbedenklich auf die von Rußland angeregte weitere Aufteilung ein. Der polnische Staat wurde gänzlich aufgelöst. Ob es nicht vorteilhafter gewesen wäre, ein geschwächtes, durch seine sprichwörtliche Uneinigkeit ungefährliches Polen als Pufferstaat zwischen Deutschland und dem russischen Kolos zu belassen? Diese Frage kann wohl aufgeworfen werden, aber kein deutscher Patriot wird daran die Forderung knüpfen, es müsse wieder zurückgegeben werden, was seit mehr als hundert Jahren in deutschem Besitz sich befindet.

Der Gewaltakt hat seine Rechtfertigung gefunden durch das zivilisatorische Werk, das Preußen und Österreich in den einverleibten Gebieten durchgeführt haben. Wie wenig trotz aller ritterlichen Romantik und trotz aller patriotischen Begeisterung ein polnischer Nationalstaat sich in der Welt von heute behaupten könnte, haben gerade jene Umstände deutlich gezeigt. Wie im 18. Jahrhundert, so war es auch 1830, so war es 1846, 1848, 1861! „Kampflust und Opfermut im Überschwang,“ so charakterisiert Treitschke den Verlauf der polnischen Revolutionen, „flammende Reden und brüderliche Umarmungen, zeternde Priester und hochsinnige schöne Frauen, dazu Punsch und Mazurka, soviel das Herz begehrte, aber daneben auch Parteihatz, Unbotmäßigkeit, wütende Anflagen herüber und hinüber, und in diesem Gewoge tapferer, begeisterter Männer kein einziger staatsmännischer Kopf, kein einziger großer Charakter!“ Und so mußten an den Heeren der Ostmächte, die das gemeinsame Interesse immer wieder zusammenband, alle Anstrengungen der unter dem weißen Adler kämpfenden Freischaren scheitern. —

Schon der heftige Nationalitätenstreit im eigenen Lande würde es den österreichischen Staatsmännern, auch wenn sie gewollt hätten, unmöglich gemacht haben, die deutsche Frage zu glücklichem Abschluß zu bringen.

Auf die stürmische nationale Erhebung im Jahre 1848 folgte klägliche Ernüchterung. Mit der Auflösung des Parlaments war auch die Idee einer festeren Einigung der Stämme wieder zu Grabe gelegt. Man gewöhnte sich an den trostlosen Gedanken, eine deutsche Zentralgewalt, ein Deutsches Reich sei überhaupt nicht möglich, vielleicht nicht einmal wünschenswert. Man schämte sich nicht, ganz ernsthaft den Grundsatz aufzustellen, Deutschland müsse im Interesse der europäischen Kultur eine zerklüftete, schwache Nation bleiben, damit es immer von Kriegen verschont bleibe und nicht gestört durch politische Sorgen seinen psychologischen und philologischen Studien und naturwissenschaftlichen Experimenten sich widmen könne.

Doch eine Gruppe von Politikern, denen weder das vor-märzliche, noch das nachmärzliche Österreich in die Idee ihres neuen deutschen Staates paßte, die auf ein mit der Freiheit ausgeföhntes Preußen ihre Hoffnung richteten und deshalb von ihren Gegnern als die kleindeutsche Partei verspottet wurden, — sie selbst nannten sich seit dem Parteitag in Gotha am Johannis-tag 1849 die Gothaer Partei — ließ sich unverdrossen die Ausbreitung ihrer Ideen angelegen sein. Solange Friedrich Wilhelm IV. die Krone trug, war an eine Verwirklichung ihrer Pläne nicht zu denken. Nach einer Skizze, die er Dahlmann im Jahre 1849 mitteilte, wünschte dieser Monarch nichts anderes als einen mit Fürstenrat und Parlament ausgestatteten Staatenbund, an dessen Spitze der Kaiser von Österreich als „Chrenhaupt deutscher Nation“ stehen sollte. Neben ihm wäre ein „deutscher König“, wie weiland zu Frankfurt im Konflave der alten Bartholomäuskirche zu wählen und, wenn katholisch, durch den Erzbischof von Köln, wenn evangelisch, durch einen eigens zu ernennenden evangelischen Erzbischof von Magdeburg zu salben und zu krönen; der König war aber nur als Reichserzfeldherr gedacht, dem in Kriegszeiten die übrigen deutschen Könige und Großherzoge als „Reichswehrherzöge“ untergeordnet sein sollten.

Wie man sieht, war gerade derjenige Fürst, dem nach kleindeutschem Programm die deutsche Krone zukam, ein überzeugter Vertreter großdeutscher, recht eigentlich mittelalterlicher Anschauungen.

Ein Umschwung der deutschen Lage war also erst möglich, seit am 7. Oktober 1858 an Stelle des von Geisteskrankheit ergriffenen Königs dessen Bruder, Prinz Wilhelm von Preußen, die Regentschaft übernahm. Sybel vergleicht den vom Geschick zur Lösung der deutschen Frage ausersehenen Fürsten glücklich mit Rudolf von Habsburg, von dem ein gleichzeitiger Chronist sagt, er sei vor allem ein „aufrichtiger und auf die Sache sehender Mann“ gewesen. Die altpreussische Partei hatte in ihm ihr Oberhaupt verehrt, das übrige Deutschland hatte ihm bisher wenig Neigung entgegengebracht. Er war nicht so geistreich, beredt und belesen wie sein Bruder; im soldatischen Dienst war bisher sein Tagewerk so ziemlich aufgegangen. Allein er war eine praktische Natur; er hatte die natürliche Gabe, das Erreichbare wahrzunehmen, und eine nicht gewöhnliche Klarheit der Auffassung, die sich namentlich in einer fast irrumslosen Menschenkenntnis bewährte. Dazu kam eine günstige Verbindung von Festigkeit und Biegsamkeit des Geistes, wie sie im Gegensatz zum Doktrinär dem praktischen Staatsmann eigen ist. Bis an sein Lebensende blieb er unerschütterlich seinen konservativen Grundsätzen treu, gestand aber ohne Widerstreben zu, daß in veränderten Zeiten auch die Mittel zur Bewahrung der Macht sich ändern und daß fortschreitende Reform die Bedingung der Erhaltung ist.

Er würde unter allen Umständen ein bedeutender Regent des preussischen Staates gewesen sein; zur Erfüllung der deutschen Mission, zu weltgeschichtlicher Bedeutung hob ihn der Mann, den er im September 1862 zu seinem ersten Minister erkor. Er hätte den ihm eigenen common sense, seinen Beruf zum Regenten nicht glänzender beweisen können, als dadurch, daß er den Tüchtigsten zu seinem Ratgeber, zum Vollstrecker seines Willens ernannte, Otto von Bismarck.

VI. Abschnitt.

Das Zeitalter Bismarcks.

Historische Deutsche Literatur.

S. v. Sybel, Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. (7 Bde., 1889—1894).

Oncken, Das Zeitalter des Kaisers Wilhelm (2 Bde., 1890—1892).
Zwiedineck-Südenhorst, Deutsche Geschichte von der Auflösung des alten bis zur Errichtung des neuen Kaiserreiches (3. Bd.: Die Lösung der deutschen Frage und das Kaisertum der Hohenzollern, 1905).

Friedjung, Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland (2 Bde., 1897).

Treitschke, Zwei Kaiser (1888).

Moltke, Geschichte des Deutsch-Französischen Krieges von 1870 bis 1871 (1891).

Marcks, Wilhelm I., Deutscher Kaiser und König von Preußen, (1897).

M. Lenz, Bismarcks Leben (1902).

Am 22. September 1862 fand im Schloß zu Babelsberg die denkwürdige Audienz Bismarcks bei König Wilhelm statt, welche die wichtigste Epoche Preußens und Deutschlands einleitete. Durch den persönlichen Eindruck getröstet, ließ der König die Bedenken, die ihn von dem gefürchteten Manne bisher fern gehalten hatten, fallen und berief ihn als Ministerpräsidenten an die Spitze seines Kabinetts.

Der Eintritt Bismarcks in die Laufbahn eines Politikers hatte sich mit seiner Wahl in den sog. Vereinigten Landtag in Berlin 1847 vollzogen. Er selbst verwahrt sich in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ gegen die gäng und gäbe Anheftung von Vorurteilen des Junkerstandes an seine Jugendzeit. Er habe schon damals eine „ständisch-liberale“ Gesinnung in sich getragen, meint er, und wenn er sich in seinen Reden Äußerungen erlaubte,

die damit nicht übereinstimmten, so sei es nur geschehen im Unwillen über die abgedroschenen Redensarten und den Mummenschanz der Opposition, über die falsche Sentimentalität Beckeraths, den rheinisch-französischen Liberalismus der Heydt und Mevissen und die polternde Heftigkeit der Vindeschen Emanationen.

Gewiß, der Bismarck vom Vereinigten Landtag war nicht der weltersahrene und weltmüde Bismarck, der seine Denkwürdigkeiten Lothar Bucher in die Feder diktirte, und doch kein anderer, nur ein jüngerer, ein Feuerkopf, von höchstem Ehrbegriff, aber unbedenklich in der Wahl der Mittel, um die „verbannte Ehre“ der Krone zurückzuholen. So ist es zu verstehen, daß Friedrich Wilhelm IV., als auf einer ihm vorgelegten Ministerliste auch Bismarcks Name sich befand, dazu schrieb: „Nur zu gebrauchen, wenn das Bajonett schrankenlos waltet.“ Bismarck war auch entschieden gegen die von den „Frankfurter Jungendreschern“ angebotene Krone, weil „ihr Gold erst durch das Einschmelzen der preußischen Krönigskrone gewonnen müßte“, doch fügt er in den „Gedanken und Erinnerungen“ dazu: „und hauptsächlich, weil es zweifelhaft war, ob damals der Umguß gelungen wäre, und ob Friedrich Wilhelm IV. der geeignete Träger dieser Krone gewesen wäre. Die Kriege, welche Wilhelm I. geführt hat, würden nicht ausgeblieben sein, nur würden sie nach der Konstituierung des Kaisertums als Folge derselben, und nicht vorher, das Kaisertum vorbereitend und herstellend zu führen gewesen sein. Ob Friedrich Wilhelm IV. zur rechtzeitigen Führung derselben hätte bezogen werden können, weiß ich nicht; es war das schon schwierig bei seinem Herrn Bruder, in dem die militärische Ader und das preußische Offiziersgefühl vorwiegend waren.“ Die Rücksicht auf die Kammerzelebritäten und gefeierten Staatsrechts-Theoretiker dünkte ihn verwerflich. „Der preußische Geist ist ein edles Roß, das den gewohnten Reiter und Herrn mit mutiger Freude trägt, den unberufenen Sonntagsreiter aber mißsamt seiner schwarzrotgoldenen Zäumung auf die Erde setzt.“ Anstatt der vielen theoretischen Erörterungen über Verfassungsparagrappen, so meint er auch noch in seinen „Denkwürdigkeiten“, hätte man besser die vorhandene lebenskräftige, preußische Militärmacht in den Vordergrund stellen sollen, und hätte man besser ohne Rücksicht auf Beifall und Popularität bei verwandten Fürstenhäusern, bei Parlamenten, Historikern und in der Tagespresse gehandelt.

Das Programm von 1866 ist im Grunde genommen nur eine Umschreibung des Bismarckschen Ausspruches von 1848: „Es wäre eine echt nationale preußische Politik, mit demselben Recht, wie einst Schlesien erobert wurde, den Deutschen zu befehlen, welches ihre Verfassung sein sollte, auf die Gefahr hin, das Schwert in die Waagschale zu werfen.“ Im Erfurter Parlament von 1851 trat er als trotziger Verächter des Unionswerkes auf, weil es den Krieg mit Osterreich bringen würde. Diese Begründung erklärte er später damit, daß er den Krieg noch aufgeschoben haben wollte, bis Preußen hinlänglich gerüstet wäre. Aus seinen damaligen Reden tritt jedoch klar zutage, daß auch er noch ebenso wie der König von Preußen der Überzeugung war, daß Preußen sich Osterreich unterzuordnen oder wenigstens an engerer Verbindung mit Osterreich festzuhalten habe, da die beiden großen Kontinentalmächte den Veruf hätten, den demokratischen Zeitgeist zu bekämpfen.

Freilich als er noch im nämlichen Jahre zum Bundestagsgesandten in Frankfurt ernannt wurde, war für ihn die Politik des „Hand in Hand-Gehens“ mit Osterreich nicht lange mehr maßgebend. Aus den von Poschinger veröffentlichten Berichten aus Frankfurt wissen wir, wie der verspottete „diplomatische Säugling“, obwohl er nie ein juristisches Staatsexamen gemacht und den größten Teil seiner Lebensjahre unter Bauern zugebracht hatte, seine Kollegen um Haupteslänge überragte.

Der panische Schrecken, den Bismarcks Ernennung zum Minister im September 1862 in Wien verursachte, beweist, daß seine Bedeutung im Ausland früher erkannt wurde, als von der großen Mehrheit seiner Landsleute. Sein politisches Programm stand fest: Einigung Deutschlands ohne Osterreich, und da dieses Ziel nicht ohne Kampf zu erreichen war: Verstärkung der Wehrkraft Preußens um jeden Preis. Fast alles war ihm entgegen; die feindlichen Strömungen im In- und Ausland drohten ihn zu überfluten. Er mußte die Heeresreform gegen die leidenschaftlich widerstrebenden Volksvertreter verteidigen, ohne daß er seine großen Pläne auch nur ahnen lassen durfte; er mußte sich mit den preußischen Tories, die in ihm einen verdächtigen Verehrer Napoleons erblickten, wie mit den Liberalen, die ihn den preußischen Polignac nennen, herumschlagen. Er hatte immer aufs neue zu kämpfen gegen die Ränke von Damen und Herren in der unmittelbaren Umgebung des Königs, die ihn nicht verstehen wollten

oder verstehen konnten. Wie wurde damals über den genialsten Staatsmann des Jahrhunderts geurteilt! Der ihm persönlich wohlgesinnte Bernhards, der Freund des Herzogs Ernst von Koburg, tabelte die „Blasphemie“, die immer nur aus der Hand in den Mund lebe. Der geistvolle Max Duncker sagte: „Dieser Bismarck ist ein Spieler, der die Existenz Preußens, die Existenz der Dynastie unbedenklich einsetzt.“ Fürst Anton von Hohenzollern prophezeite dem verwegenen Roturier ein Ende mit Schrecken. Peinlich auffällig war die Vereinsamung Preußens, als sich am 15. August 1863 unter dem Jubel der Liberalen fast alle deutschen Fürsten zum lang ersehnten Werk der Bundesreform in Frankfurt a. M. um Kaiser Franz Joseph von Österreich sammelten.

Das stolze Wort König Wilhelms, daß es wider die Würde eines Königs von Preußen sei, an einer Staatshandlung teilzunehmen, die man ohne ihn vorbereitet und vorberaten habe, wurde von manchen bedauert, von vielen verhöhnt, von wenigen verstanden und gebilligt. Heute wissen wir, wie schwer es dem König geworden ist, sich von der Gemeinschaft der deutschen Fürsten zu lösen. Doch er brachte der Staatskunst des Mannes, dem er sich aus Achtung vor einer genialen Überlegenheit unterordnete, auch dieses Opfer.

In neue Seelenkämpfe zog den König die nach dem Tode König Friedrichs VII. von Dänemark im November 1863 wieder aufgetauchte Schleswig-Holsteinische Frage. Mit der Mehrheit des deutschen Volkes und der deutschen Fürsten wünschte Wilhelm die Anerkennung der Augustenburger Erbfolge; Bismarck aber erklärte, ein Staat wie Preußen dürfe nicht der Gefühlspolitik der Mittel- und Kleinstaaten Vorspann leisten.

Doch die deutsche Pflicht, die Schleswig-Holsteiner im Kampfe gegen die ihnen von König Christian IX. aufgedrungene Verfassung zu schützen, erfüllte Preußen Hand in Hand mit Österreich mit Mut und Kraft. Beim ersten Kanonenschuß erwachte die alte germanische Kampffreude, und einem tapferen Fürsten blieb der Deutsche auf die Dauer niemals gram. Und als bei Düppel — wo der preussische General von Raven, von der tobdringenden Kugel getroffen, gelassen sagte: „Es ist hohe Zeit, daß wieder einmal ein preussischer General für seinen König stirbt!“ — und am Wisenbund (April 1864) der Sieg auf die deutschen Fahnen niederrauschte, wurde denn doch schon vielen klar, daß diese Sühnung alter deutscher Schmach nicht möglich gewesen wäre,

wenn nicht der König von Preußen und seine Getreuen so fest auf der Neugestaltung des Heerwesens bestanden hätten.

Allein die Rückgabe des befreiten Landes an seinen rechtmäßigen Herrn verlangte die öffentliche Meinung jetzt erst recht; Bismarck dagegen blieb bei seinem Veto; der König schwankte, denn er achtete und liebte den Erbprinzen von Augustenburg. Schon klagte Bismarck, daß das „Herz des Königs im andern Lager“ sei, und nach dem vorzeitigen Freudenruf eines Liberalen stand der Minister wirklich eine Zeitlang „auf dem Wipp“. Doch sobald König Wilhelm die gewohnte Ruhe der Überlegung wiedergewonnen hatte, fügte er sich den Mahnungen Bismarcks und Moltkes, die darauf hinwiesen, daß die seit den Anfängen deutscher Geschichte heiß umstrittene Nordmark, das norddeutsche Elb- und Ostseegebiet, nur durch Verbindung mit einem mächtigen Staat dauernd für Deutschland gesichert werde.

Dieser Beschluß mußte aber zu Reibungen zwischen den Waffengenossen von 1864 führen, und daraus entspann sich ein neuer Krieg, so furchtbar in seiner Erscheinung und so fruchtbar in seinen Folgen, wie kein anderer in deutscher Geschichte.

Wie unendlich schwer es auch diesmal dem König fiel, die „gewalttätige“, die „abenteuerliche Politik“ des leitenden Ministers, — so urteilte die gesamte Umgebung des Königs in Übereinstimmung mit dem Landtag — gutzuheißen, ist aus den Denkwürdigkeiten des Kriegsministers Roon zu ersehen. Nicht nur Herzog Ernst von Koburg stellte dem König in beweglichen Worten vor, welche Verantwortung er auf sich lade, wenn er den Bürgerkrieg entzünde; auch der Kronprinz sagte sich förmlich und feierlich los von einer ebenso verwerflichen wie verhängnisvollen Politik. Kardinal Melchers, der höchste katholische Würdenträger des Staates, führte drohende Sprache. Fast alle Zeitungen und sonstigen Organe der öffentlichen Meinung gaben dem Unwillen und der Entrüstung Ausdruck.

Doch wieder siegte die Beharrlichkeit Bismarcks über alle Hindernisse und Bedenken. Er ließ es nicht zweifelhaft, daß es sich nicht bloß um Recht oder Unrecht in dem speziellen, an und für sich unbedeutenden Streitfalle handle, sondern um ein Größeres: Es mußte einmal abgestimmt werden, ob Preußen, ob Österreich die Führung der deutschen Nation zustehe, und die Lösung dieser Frage konnte nicht am grünen Tisch und nicht bei Schützen- und Turnerfesten erfolgen, — die Waffentüchtigkeit mußte entscheiden!

Am 1. Juni 1866 brachte Österreich die schleswig-holsteinische Angelegenheit vor den Bundestag, obwohl nach Beendigung des Krieges im Gasteiner Vertrag vom 14. August 1864 die beiden Großmächte sich allein die Entscheidung über die Elbeherzogtümer vorbehalten hatten. Gleichzeitig erhielt der Führer der noch in Holstein stehenden österreichischen Truppen, v. Gablenz, den Befehl, die Stände des Herzogtums einzuberufen. Das preussische Kabinett erklärte die österreichischen Maßnahmen für einen Bruch des Gasteiner Vertrags und ließ seine in Schleswig stehenden Truppen in Holstein einmarschieren. Da sich dies nur als Bruch des Bundesfriedens auffassen lasse, beantragte Österreich am Bundestag die Mobilmachung des nichtpreussischen Bundesheeres zum Zweck der Exekution gegen den Störenfried. Am 14. Juni wurde der Antrag mit neun gegen sechs Stimmen angenommen; ganz Süddeutschland, sowie Kurhessen, Nassau, Sachsen und Hannover stimmten dafür, die übrigen norddeutschen Staaten schlossen sich an Preußen an. Am 15. erfolgten die Kriegserklärungen. Als nun der Kanonendonner in den Tagen vom 26. Juni bis 3. Juli über die böhmischen Felder bei Gitschin, Nachod, Trautenau und Königgrätz rollte, da lebte trotzdem in Preußen der Geist von 1813 wieder auf. Wo Parteiung und Zerissenheit gewesen war, da machte die Gefahr einig und stark. Es trat zutage, daß Österreichs Entwicklung nicht gleichen Schritt gehalten mit der des jugendlicheren, kräftigeren Nebenbuhlers. Damit war die Frage der Führerschaft erledigt, und kein deutscher Patriot konnte sich der Konsequenz dieser Tatsache länger verschließen.

Das hatte Napoleon nicht erwartet. Er selbst hatte, wie wir jetzt aus den Depeschen von Drouin de Luyz und Graf Goltz wissen, im April 1866 der preussischen Regierung Anneziations- und Vergrößerungsgedanken entgegengebracht, um, wie er sich ausdrückte, große Dinge gemeinsam mit der von ihm besonders geschätzten preussischen Regierung in Europa durchzusetzen, oder vielmehr, wie es aufrichtiger lauten müßte, um Preußens Waffen gegen Österreich zur Befreiung Venetiens zu verwenden. Worin die „großen Dinge“ bestanden, das verkündigte ein Rundschreiben des Kaisers vom 11. Juni an seine Diplomaten. Er behalte sich vor, die deutsche Angelegenheit in dem Sinne zu ordnen, daß Österreich jedenfalls in seiner großen deutschen Position bleibe, Preußen Schlesien an Österreich, die Rheinprovinz an Frankreich

abtrete und dafür Schleswig-Holstein, Hannover und Kurhessen einverleibe, daß den übrigen deutschen Staaten eine feste Organisation gegeben, d. h. also nach der Entfernung Preußens vom Rhein eine neue, auf Frankreichs Protektion angewiesene Troisième Allemagne gebildet werden sollte!

Es war alles wohlbedacht; der Plan hatte nur einen Fehler, der aber hinreichte, die ganze Berechnung hinfällig zu machen; der Plan war gebaut auf die Unzulänglichkeit des preussischen Heeres. Nach Königgrätz aber war das Napoleonische Gewebe durch einen Stärkeren zerrissen, — die Fäden flatterten im Winde. Wohl dachte Napoleon daran, seine Forderungen auf die Spitze seines eigenen Degens zu stellen, allein sein Kriegsminister versicherte, es sei unmöglich, auch nur 100,000 Mann in Kriegsbereitschaft zu setzen. Dagegen erklärte Moltke mit aller Gelassenheit: „Auch ein Krieg mit Frankreich wird uns nicht unvorbereitet treffen!“ und Roon gab die gleiche Zusicherung: „Der Krieg kann, wenn nötig, auch nach zwei Fronten geführt werden; 300,000 Preußen werden rascher am Rhein stehen, als die Franzosen!“

So mußte sich Napoleon damit zufrieden geben, daß ihm der äußerliche Glanz einer Vermittlerrolle vergönnt blieb; in der Hauptsache konnte er nicht hindern, daß der Waffenstillstand von Nikolsburg vom 16. Juli und der Prager Friede vom 23. August ungefähr das gerade Gegenteil des kaiserlichen Programmes vom 11. Juni feststellten.

Es war die Lösung der deutschen Frage, wie sie Friedrich dem Großen im Fürstenbund von 1785, freilich nur unklar und unvollständig, vorgeschwebt hatte. Österreich mußte aus dem deutschen Verband ausscheiden; Preußen verleihte, wie es Napoleon gütig angeraten hatte, die Elbeherzogtümer, Hannover, Kurhessen, Nassau und die Freistadt Frankfurt am Main ein, ohne jedoch die Rheinlande oder Schlesien opfern zu müssen; die norddeutschen Fürsten sollten einem neuen, norddeutschen Bunde beitreten, die Staaten südlich von der Mainlinie sollten unabhängig bleiben und, wenn sie wollten, einen Südbund schließen. Venetien mußte, obwohl Lamarmora von Erzherzog Albrecht bei Custozza (24. Juni) und die italienische Flotte unter Persano von der österreichischen unter Tegetthoff bei Lissa (20. Juli) aufs Haupt geschlagen worden war, an Italien abgetreten werden.

Die Vereinigung der homogenen Elemente im Norddeutschen Bund war eine gesunde Fortentwicklung der deutschen Einigung,

und schon aus wirtschaftlichen Gründen war der Anschluß der süddeutschen Staaten nur noch als eine Frage der Zeit anzusehen.

Er wurde beschleunigt durch den Versuch des eiferfüchtigen Nachbarn, die deutsche Entwicklung zu stören. Denn wie immer die persönliche Einwirkung Bismarcks auf die Frage der Befetzung des spanischen Thrones durch einen hohenzollernschen Prinzen aufgefaßt werden mag, und wenn sogar bei Bismarck der direkte Wunsch, eine Waffenentscheidung zwischen Frankreich und Deutschland herbeizuführen, vorausgesetzt werden muß, so ist doch nicht daran zu zweifeln, daß die eigentliche Offensive von Frankreich ausging und daß der Krieg, durch welchen Deutschlands Einheit geschaffen wurde, nicht bloß ein glücklicher, sondern auch ein gerechter Krieg war. Freilich steht fest, daß Napoleon persönlich auch noch im Sommer 1870 den Krieg mit den Deutschen vermeiden wollte, allein er mußte dem Ehrgeiz der französischen Nation, den die unverhoffte Wendung des Krieges von 1866 verlezt hatte, Rechnung tragen; die Radikalen drängten ebenso zur Abrechnung mit dem gefaßten Bismarck, wie die Klerikalen und Kaiserin Eugenie. Als Erwählter der Nation hatte Napoleon die französische Überlieferung zu vertreten; ihr Ruhm und ihr Glück mußten seine Begleiter bleiben; nur sie konnten ihm die mangelnde Legitimität seines Ursprungs ersetzen und die Zukunft seiner Dynastie sicherstellen. Die französische Politik sah aber schon seit Jahrhunderten ihr Ziel in Zersplitterung der deutschen Kräfte; nur auf der Erniedrigung Deutschlands konnte Frankreichs Hegemonie aufgebaut werden.

Diese Erwägung führte den Kaiser dazu, die nationale Bewegung, die ihn selbst emporgetragen, die er in Italien zum Siege geführt, die ihm die ersten großen Erfolge, die führende Stellung in Europa gebracht hatte, in Deutschland zu bekämpfen, — und dieser Abfall kostete ihm den Thron.

Er versuchte mit Glück, durch diplomatische Künste seine Stellung für den bevorstehenden Entscheidungskampf zu befestigen. Obwohl er, von den Klerikalen im eigenen Lande gedrängt, den Italienern in der römischen Frage entgegengetreten war, obwohl bei Mentana die neuen Chassepots in den Händen französischer Zuaven an den Freiwilligen Garibaldi's ihre ersten Wunder gewirkt hatten, obwohl Italien die Erwerbung Venetiens nur den preussischen Siegen in Böhmen zu danken gehabt hatte, war es

1870 nicht einen Augenblick zweifelhaft, daß die Sympathien Viktor Emanuels und der großen Mehrheit des italienischen Volkes den romanischen Stammesgenossen gehörten. Und auch in Wien war die Hoffnung, die neue Ordnung in Deutschland zu zerstören, noch nicht aufgegeben; bei der Zusammenkunft Napoleons mit Franz Joseph im Sommer 1867 in Salzburg waren Entwürfe zu einer Tripelallianz angesponnen worden. Daß es aber über Besprechungen und Versprechungen nicht hinauskam, das ist Bismarcks größter diplomatischer Erfolg.

Auch Napoleons Hoffnung, die von Preußen „gefnechteten“ süddeutschen Staaten auf seine Seite zu ziehen, schlug fehl. Die Beleidigung des ehrwürdigen Königs Wilhelm, der „still und heiter“ in Ems sein Kränchen getrunken hatte, durch den französischen Geschäftsträger Benedetti wurde nicht nur im Norden zornig empfunden, auch Bayerns König teilte das Gefühl, daß damit dem ganzen deutschen Volke ein Schimpf zugefügt sei, für den mit vereinten Kräften Genugthuung gefordert werden müsse. Bayern und Schwaben zogen Schulter an Schulter mit Märkern und Pommern im Juli 1870 über den Rhein.

Es folgten die Schlachten bei Weißenburg und Wörth, am 4. und 6. August 1870. „Daß die Bayern“, schrieb Blankenburg frohlockend an Roon, „unter unseres Kronprinzen Führung den ersten, entscheidenden Schlag mitgetan haben, ist die Lösung der deutschen Frage!“

Die schwierigste militärische Aufgabe, die Verhinderung des Anschlusses Bazaines an Mac Mahon, wurde von der II. Armee gelöst. In 3 Doppelschlachten bei Colombey-Neuilly, bei Bionville-Marxlatour und entscheidend bei Gravelotte-St. Privat (14., 16., 18. August) wurde Bazaine von der Straße nach Verdun abgedrängt und in die Festung Metz zurückgeworfen.

Es folgt die Katastrophe von Sedan. Eine ganze Armee von mehr als 100 000 Mann wird gefangen genommen, Napoleon, vor kurzem noch der Diktator Europas, ist gezwungen, seinen Degen auszuliefern und seine Zukunft der Gnade des Siegers anheimzustellen, — die Weltgeschichte hat kaum einen zweiten Sieg von solchem Glanze und solcher Wirkung aufzuweisen!

Während Paris von deutschen Heeresabteilungen umklammert wurde, bezog der König von Preußen das Königschloß in Versailles. Wieder ein märchenhaftes Ereignis! In den Prunk-

höfen des stolzesten aller französischen Schlösser ertönt der preußische Fahnenmarsch; unter dem Erzbild des Roi Soleil verteilt „unser Fritz“ Eisene Kreuze an die deutschen Soldaten.

Das kluge horazische Nil admirari! hat seine Grenzen. „Kriegsglück!“ sagt der defakente Lump, der kein Ideal hat, als sein liebes, schwächliches, wertloses „Ich“. Die Braven, die damals hundertmal im Kugelregen standen, die glänzend den Beweis lieferten, was Ausbildung, Mannszucht, weise Verteilung der Kräfte und unvergleichliche Tapferkeit zu leisten vermögen, die wissen es besser: nicht das Lager übermütiger Landknechte war jenes Versailles, sondern das Kapitol, auf dem ein treues Volk für seine Leiden und Kämpfe endlich den immergrünen Kranz empfing!

Nach solchen gemeinsamen Gefahren und Erfolgen war eine Trennung von Nord und Süd nicht mehr denkbar. Auch der bayrische Minister Graf Bray, ein überzeugungstreuer Partikularist, konnte sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß die Einzelstaaten zugunsten der Einigung und Zentralisierung Opfer bringen mußten.

Die Verhandlungen über die künftige Gestaltung Deutschlands wurden in Versailles geführt. Ein neues Deutsches Reich entstand, freilich ein anderes Staatsgebilde, als es die Freunde der preußischen Hegemonie bisher gewünscht hatten. Nicht der von Sybel geforderte „deutsche König“, sondern der von Görres und Arndt ersehnte „Kaiser“ wurde Oberhaupt des Reiches.

Doch nicht eine romantische Laune rief die geschichtlichen Namen Kaiser und Reich wieder wach, machte den „Sommerstraum eines deutschen Kaisertums“, wie Treitschke 1865 gepöttekt hatte, lebendig. Bismarck und alle jene, denen das mittelalterliche Gebilde bisher mehr ein Ärgernis, als ein anzustrebendes Ziel gewesen war, mußten anerkennen, daß unter den gegebenen Verhältnissen das Kaisertum die einzig mögliche Form der Zentralisierung der deutschen Lande sei.

Wie unter Otto I. war wieder durch gemeinsam vollführte glückliche Kriegstaten die Idee der Zusammengehörigkeit der deutschen Stämme, der Notwendigkeit einer einheitlichen Zusammenfassung ihrer Kräfte neu gestärkt worden.

Nichtsdestoweniger hat sich der Sonderungstrieb nicht mit einmal verflüchtigt, weil er eben im deutschen Volkscharakter wurzelt. Auch jetzt ist für die Bürger der einzelnen Staaten

die Erhaltung, die Bedeutung der partikularen Dynastien eine Herzenssorge. Die Reichsverfassung von 1871 gewährt Schonung dieser Interessen und schafft dennoch einen Bund, dessen Gliederung ihn dem Ausland als einen geeinigten Staat erscheinen läßt. Als Krönung dieses bundesstaatlichen Aggregats bot sich nichts anderes dar, als die Kaiserwürde. Von einer Kontinuität mit dem 1806 zusammengebrochenen, alten Reiche kann nicht gesprochen werden. Bismarck selbst hat wiederholt erklärt: „Unser Reich ist ein neues Reich, keine Fortsetzung des alten, keine Restauration einer verflohenen Epoche!“ Das neue Reich hat weder Rechte noch Pflichten vom alten übernommen, und in voller Freiheit können seine Bürger alles zurückweisen, was man ihnen im Widerspruch mit den Bedürfnissen der Gegenwart als eine aus der Erbschaft des alten Reiches entspringende Pflicht aufdrängen möchte. Ein protestantisches Kaiserhaus wird nie den Anspruch auf eine Welt Herrschaft erheben, nie auf die Idee sich stützen können, daß in gleicher Weise, wie durch das Christentum die Menschheit zu einem Glauben und zu einer Kirche vereinigt ist, auch ein oberstes weltliches Reich zum Schutze des Christentums alle Völker umschlingen soll. Nichtsdestoweniger war es, wie sich auf Grund einer dreißigjährigen Erfahrung feststellen läßt, eine staatskluge Berechnung, mit einem ehrwürdigen Titel an die Erinnerung einer großen Zeit zu appellieren; insbesondere im deutschen Süden war der Kaisertitel, wie Bismarck es gewünscht und erwartet hatte, ein werbendes Element für Einigung und Vereinheitlichung.

Die Kaiserproklamation in der prunkenden Spiegelgalerie (18. Januar 1871) angeichts der Bilder, welche die Niederlagen Deutschlands verherrlichen, war der Schlußgang eines Epos ohne gleichen. Der ganze Gegensatz zwischen dem theokratischen römisch-deutschen Kaisertum und der neuen Würde trat in jener weltgeschichtlichen Szene im Königsschlosse Ludwigs XIV. zutage. Die Kaiserkrone sollte nur das Symbol der Zentralgewalt sein, sonst wurde auf keine Weise an das alte Kaisertum des römisch-deutschen Reiches angeknüpft. „Die Krone des neuen Reiches“, schrieb Gustav Freytag am Festtage der Deutschen, „ist und bleibt der Helm!“

Am 10. Mai 1871 unterzeichneten Bismarck und Jules Favre im Hotel zum Schwan in Frankfurt a. M. den Frieden, nach welchem Frankreich an das neue Deutsche Reich Elsaß und Deutsch-Lothringen mit Metz und Diedenhofen abzutreten,

sowie eine Kriegskostenentschädigung von 5 Milliarden Francs zu zahlen hatte.

In Frankreich folgte unmittelbar auf den unglücklichen Krieg eine Erhebung der kommunistischen Partei gegen die nach Napoleons Sturz (4. September 1870) eingesetzte republikanische Regierung. Vorübergehend geriet Paris gänzlich unter die Herrschaft eines Ausschusses der „Internationale“, der „das Ende der alten Regierungs- und Kirchenwelt, des Soldaten- und Beamtentums, des Börsenspiels, der Monopole und Privilegien“ proklamierte. Erst Ende Mai wurde nach Zerstörung vieler öffentlicher Gebäude und nach verzweifelten Kämpfen zwischen Kommunisten und den Truppen der Versailler Regierung der Aufstand niedergeschlagen.

Doch auch in Deutschland stellten sich schwere Krisen ein. Es galt, die Ströme neuen Lebens, die das neue Reich durchrauschten, im Bett einer gesunden Fortentwicklung zu erhalten.

Ein schweres Werk, das wohl schon in den Anfängen gescheitert wäre, wenn nicht der an der Spitze stehende Staatsmann in allen Sätteln gerecht, ein immer sachlicher und dabei doch mächtig anregender Parlamentsredner, ein rastloser Arbeiter, ein scharfblickender, mit allen Künsten vertrauter und doch im entscheidenden Augenblick nur durch verblüffende Einfachheit und Offenheit wirkender Diplomat gewesen wäre.

Das Werk hätte aber auch nicht gelingen können ohne die Bundestreue der deutschen Fürsten, deren Eintracht — wofür es in der ganzen deutschen Geschichte kein Gegenstück gibt — untereinander und mit dem Kaiserhause schon ein volles Menschenalter hindurch kaum einen Augenblick getrübt wurde.

Doch andre staatsfeindliche Mächte erschwerten die Aufgabe, das im Krieg Erworbene im Frieden auszubauen.

Der vom ökumenischen Konzil zu Rom im Juli 1870 in Glaubenssachen für unfehlbar erklärte und seit der Einnahme von Rom durch die Piemontesen freiwillig als Gefangener im Vatikan lebende Papst Pius IX. wandte sich energisch gegen die neuen Gesetze der preussischen Regierung, welche das staatliche Aufsichtsrecht über die Diener der Kirche sichern sollten. Es entspann sich zwischen den Anwälten staatlicher Autorität und den Verfechtern der Machtansprüche der Kurie der sogenannte „Kulturkampf“, der jeden Augenblick in erbitterte konfessionelle Fehde übergehen konnte.

Bismarck, der sich mit der Hoffnung getragen hatte, im Geiste und mit den Waffen des Protestantismus die Bewegung unschwer zu bewältigen, — „Nach Canossa gehen wir nicht!“ — trug im Kampfe mit diesen Mächten nicht den Sieg davon; es trat vielmehr eine deutliche Wandlung im Auftreten der Reichsregierung gegenüber der katholischen Kirche und ihren Befennern zutage. Doch die nämliche Erscheinung ist bei der zum Schutze der Papstkirche gebildeten Partei im Reichstage wahrzunehmen; die anfänglich offen hervorgekehrten partikularistischen Bestrebungen traten mehr und mehr in den Hintergrund und werden nur noch gelegentlich als Wahlmittel gebraucht.

In Deutschland leben evangelisches und katholisches Bekenntnis gleichsam in einer gemischten Ehe. Da ist Verträglichkeit unumgänglich geboten. Es ist heute ebensowenig eine Möglichkeit gegeben, an die Gegenreformation wieder anzuknüpfen, wie es an der Zeit wäre, den Kampf gegen Rom als den Erbfeind des evangelischen Glaubens zu eröffnen. „Höre man doch wenigstens endlich auf“, sagt Bismarck in den „Gedanken und Erinnerungen“, „das alte Starenlied immer wieder abzuleiern: meine politischen Überzeugungen sind richtig und die deinen falsch; mein Glaube ist Gott wohlgefällig, dein Unglaube führt zur Verdammnis. Werfe man nicht immer Tiraden von der Rednertribüne dem gleich achtbaren Gegner ins Gesicht, die man im gesellschaftlichen Leben sich schämen würde, zur Verwendung zu bringen!“ Der Ton macht die Musik.

Noch gefährlicher als der religiöse Zwist schien die soziale Frage das neue Reich zu bedrohen. Nachdem unmittelbar auf den siegreichen Krieg ein schimmernder wirtschaftlicher Aufschwung gefolgt war, trat 1873 ein trauriger Rückschlag ein. Auf den Gründerschwindel folgte der Gründerkrach. Das war Wasser auf die Mühle des seit 1848 immer mächtiger angewachsenen Sozialismus. Das Grundeigentum, so forderten Marx und Engels und Lassalle, muß verschwinden, die Grundrente zu Staatsausgaben verwendet, das Erbrecht abgeschafft, gleicher Arbeitszwang für alle eingeführt, die Arbeit systematisch eingeführt werden. Dieses Programm fand in Deutschland eine philosophische Vertiefung und eine praktische Bedeutung, wie sie bisher die Ledru Rollin, Louis Blanc, Raspail für ihre Lehre nicht zu erringen vermocht hatten. Unter den sozialen und moralischen Wirkungen der finanziellen Krisen gelang es, die unzufriedenen Massen dem Bürgertum abwendig

zu machen und in eine frondierende Sonderstellung zu treiben. Wie die Ritter im 12., die Humanisten im 15., die Galanthomme im 18. Jahrhundert in gemeinsamen Interessen sich zusammenschlossen, so organisierte sich das Proletariat im 19. Jahrhundert international auf Grundlage des Marxismus, und diesmal war es nicht ein romantisches Land, diesmal war es Deutschland, von welchem die Hauptströmung ausging, um sich in alle Kulturländer zu verbreiten.

Da die neue Partei als staatsfeindliche Macht auftrat, mußte Bismarck gegen sie den Kampf eröffnen. Überdies drängte ihn dazu nach den fluchwürdigen Attentaten auf den greisen Kaiser Wilhelm auch noch persönliche Gemütsbewegung. In diesen beiden Faktoren ist die Ursache für die große Wendung in Bismarcks innerer Politik gegen Ende der siebziger Jahre zu suchen. Das Erste und Höchste war ihm die Befestigung des Reiches auf den von ihm gelegten Fundamenten. Den Kampf mit den Ultramontanen brach er ab, sobald er sah, daß ihre Macht nicht ein für allemal als Feindin seiner Reichspolitik betrachtet werden müsse. Dagegen glaubte er um so entschlossener gegen die rote Internationale vorgehen zu müssen. Das Sozialistengesetz vom 21. Oktober 1878 verbot alle den Umsturz der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung bezweckenden Vereine, alle solchen Zwecken dienenden Versammlungen, Schriften, Zeitungen usw. Damit wurde die öffentliche Organisation der Partei unterdrückt, doch nun traten die „Fachvereine“ der Arbeiter, welche die Polizei zulassen mußte, aushilfsweise für die politische Organisation ein. Das Jahrzehnt des Ausnahmegesetzes förderte nur die Sammlung der inneren Kräfte, und mit elementarer Wucht brachen sie sich Bahn, als nach Bismarcks Sturz die Schranken aufgehoben wurden.

Mit der aggressiven Wendung gegen die Klassenpolitik des Arbeiterstandes hing auch der Umschwung der Bismarckschen Wirtschaftspolitik zusammen. In der öffentlichen Meinung war die Auffassung, daß dem Wohlstand in Deutschland nur durch Aufgeben des Freihandels aufgeholfen werden könne, weit verbreitet. Da sich insbesondere die deutsche Landwirtschaft unbestreitbar in schlimmer Notlage befand, wählte der Kanzler das Schlagwort: Schutz der gesamten nationalen Produktion! zur Lösung, um eine gesündere Wirtschaftspolitik zur Herrschaft zu bringen. Im Zolltarifgesetz vom 12. Juli 1879 war diesen Wünschen

Rechnung getragen. Um so leidenschaftlicher scharten sich die Vertreter der verlassenen Richtung gegen den neuen Kurs, und der Streit um die praktischen Interessen wurde mit nicht geringerem Parteieifer aufgenommen, als die Religions- und Klassenkämpfe.

Noch gefährlicher ist die Befestigung der nationalen Macht bedroht durch die kleinen Egoisten, die Philister, die Nörgler, die ewig Unzufriedenen, die immer wieder die Frage aufwerfen: „Was nützt es uns denn, daß wir zu einem Reich vereinigt sind? Sind wir nicht dadurch genötigt, mehr Truppen zu halten? Werden wir nicht dadurch viel leichter in die Welthandel verwickelt?“

Mit solchen Politikern läßt sich ebensowenig streiten, wie mit Falstaff, wenn er fragt: „Ehre, was ist Ehre? Kann man Ehre essen? kann man Ehre trinken?“ Nationale Sorgen sind eben auch nationale Ehre, denn sie beweisen, daß Deutschland in das Kulturzentrum gerückt ist, wo die Lebensfragen der Menschheit ausgetragen werden.

Noch ein anderer Einwand stand den Gegnern der neuesten deutschen Entwicklung zu Gebote. Das neue Deutsche Reich, konnten sie sagen, ist ja nur das früher verspottete Kleindeutschland; ein großer Teil des deutschen Volkes ist davon ausgeschlossen, ist inmitten feindseliger Tschechen, Kroaten, Magyaren der Verkümmern preisgegeben! Die Klage ist leider berechtigt, doch wie schmerzlich es auch die Patrioten berühren muß, das Reich kann zurzeit die stammverwandten Brüder im Osten und Süden nicht aufnehmen; es muß vorerst darauf verzichtet werden, die Grenzen des alten Reiches oder des späteren Bundes wiederzugewinnen. In der Beschränkung zeigt sich oft nicht bloß die Klugheit, sondern auch die Kraft.

Auch ließ sich ein schätzbarer Ersatz finden. Am 7. Oktober 1879 wurde im Hotel Imperial in Wien von Bismarck und dem Leiter der auswärtigen Politik Österreichs, Graf Andrassy, ein hocharfreuliches staatsmännisches Werk zum Abschluß gebracht, ein engeres Bündnis zwischen Österreich und Deutschland. Es ist die natürlichste Verbindung von der Welt. Deutschland hat zum Schutz gegen Frankreich, das die Opfer des Jahres 1871 nicht verschmerzen kann, die Hilfe Österreichs nötig, während Österreich der deutschen Hilfe zur Lösung der Balkanfrage bedarf. Schon 1876 hatte Bismarck den sonst so hochverehrten Zaren auf eine Anfrage, ob Deutschland, wenn Rußland über dem

Konflikt mit der hohen Pforte auch mit Österreich in Krieg geriete, neutral bleiben würde, nicht im unklaren gelassen, daß er Deutschland an Österreichs Seite finden würde. Der Zusammenbruch der Türkei nach dem Fall von Plewna, der Vormarsch der Russen über den Balkan gegen Konstantinopel, der die russische Macht in gefährlicher Weise erweiternde Friedensvertrag von San Stefano ließen erkennen, daß auf die eine Karte der Freundschaft mit einem Reiche, das nach tatarischem Muster allzeit nur auf Erweiterung seines Gebiets, nicht auf gesunde Fortentwicklung der nationalen Kräfte bedacht ist, nicht alles gesetzt werden dürfe. Das in San Stefano erschütterte europäische Gleichgewicht sollte der Berliner Kongreß von 1878 wiederherstellen. Wie vorsichtig sich auch Bismarck auf der schmalen, Krieg und Frieden scheidenden Linie bewegte und im allgemeinen die russischen Forderungen eher begünstigte als beeinträchtigte, erlitt doch die historische Freundschaft zwischen Rußland und Preußen einen gefährlichen Riß. Der Sturz des den Deutschen freundlich gesinnten russischen Botschafters Schuwalow, die Rüstungen der Russen an der Westgrenze, die Angriffe der russischen Presse bewogen Bismarck zu engerem Anschluß an Österreich. Das österreichisch-deutsche Bündnis wurde 1883 durch den Beitritt Italiens erweitert; gerade diejenigen zwei Mächte, die im Juli 1870 drauf und dran gewesen waren, Deutschland in den Rücken zu fallen, sollten ihm fortan die gefährdeten Grenzen decken. Bei alledem dachte Bismarck nicht daran, die Brücke nach Petersburg abzubrechen; um das Zarenreich über den friedlichen Zweck seines Zusammengehens mit Österreich zu beruhigen, schloß er 1884 mit Rußland einen geheimen Rückversicherungsvertrag, der den Bundesgenossen verpflichtete, für den Fall des Angriffs einer dritten Macht auf Deutschland wohlwollende Neutralität zu bewahren. Zweifelsohne war es ein politischer Fehler, daß nach Bismarcks Entlassung diese Rückversicherung aufgegeben, daß, wie Bismarck klagte, der Draht nach Rußland abgeschnitten wurde. Erst infolge dieser Abshwenkung kam die von Frankreich angestrebte Annäherung an Rußland zustande (1891); der unnatürliche Zweibund zwischen Autokratie und Republik sollte ein Gegengewicht bilden gegen den Dreibund im Herzen Europas.

Bismarck selbst hat einmal gesagt: „Was ein guter Gaul ist, stirbt in den Sielen!“ Ihm sollte es aber nicht vergönnt sein, im Amt zu sterben.

Nachdem die Lebenssonne des greisen Kaisers Wilhelm I. würdevoll untergegangen war (9. März 1888) und den Nachfolger Friedrich III. bald darauf eine tödliche Krankheit hinweggerafft hatte (15. Juni 1888), bestieg den Thron ein junger Kaiser, der von seinen Rechten, aber — sogar der leidenschaftlichen Gegner wird dieses Zeugnis nicht versagen! — auch von seinen Pflichten die höchste Meinung hat und zur Durchführung seiner Regentenaufgabe ebenso außergewöhnliche Geistesgaben wie festen Willen mitbringt. Es war etwas Selbstverständliches, daß ein Fürst von so kräftiger, impulsiver Art nicht auf die Dauer die höchste Gewalt mit einem Diener teilen wollte, dessen Autorität so riesengroß aufgewachsen war, daß er selbst und die deutschen Patrioten in jeder Beschränkung seiner Machtbefugnis eine Gefahr erblickten. Das Zeitalter Bismarcks war abgelaufen; der Zusammenstoß der hervorragendsten Vertreter der alten und der neuen Zeit war unvermeidlich.

Am 20. März 1890 schied Bismarck aus dem Amt. Wenige Tage später verließ er, nachdem er noch drei blühende Rosen auf den Sarg Kaiser Wilhelms I. niedergelegt hatte, die Reichshauptstadt, um sich nach seinem Landgut im Sachsenwalde, Friedrichsruh in Lauenburg, zurückzuziehen. Die dankbare Verehrung aller Kreise, in welchen der nationale Gedanke hochgehalten wurde, blieb ihm treu, bis er am 30. Juli 1898 die Augen für immer schloß. Solange es Deutsche gibt, wird des Mannes nicht vergessen werden, für welchen das von Goethe für Blücher geprägte Wort volle Geltung hat:

„In Sturz und Sieg
Bewußt und groß“

VII. Abschnitt.

Weltpolitik.

Überseeische Politik der europäischen Nationen. Die Aufteilung der Welt. Der Kampf der Interessensphären. Politische und wirtschaftliche Entwicklung Amerikas, Englands, Deutschlands. Imperialistische Bestrebungen und Frenäen.

Literatur.

- K. Lamprecht, Zur jüngsten Vergangenheit (Ergänzungsbände I, IIa und IIb zur Deutschen Geschichte, 1902—1904).
 Kaiserreden Wilhelms II. (1902).
 Vogt, Die Verkehrsentwicklung in Deutschland von 1800—1900 (1900).
 Senkel, Weltproduktion und Welthandel im 19. Jahrhundert (1901).
 Sombart, Die deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert (1903).

Seit dem 20. März 1890 wurde das Deutsche Reich nicht mehr von der starken Hand geleitet, die es in den Sattel gehoben hatte.

Man ist gewohnt, in Bismarck die Verkörperung deutscher Kraft zu erblicken; das ist der Typ in den heroisierenden Bildern Lenbachs, und noch prägnanter ist diese Auffassung verkörpert im archaischen Typ des Hamburger Denkmals, das ihn seinem Volke als Roland, als starken Wächter deutscher Art und Größe vor Augen bringt.

Doch diese Redengestalt beherbergte ein feines, empfindliches Nervensystem; jede seelische Erregung vibrierte in seinem Körper fort. Daraus erklären sich die Weinkrämpfe, die sich einstellten, wenn er seine Pläne mißverstanden oder durchkreuzt sah, ja, nicht selten wurden schwere körperliche Leiden durch Aufregung und Sorgen hervorgerufen. Diese Tatsache ist nicht zu vergessen, wenn er uns in Moritz Buschs Tagebuchaufzeichnungen

als anspruchsvoller, kaum zu befriedigender Vorgesetzter und Kollege, als leicht reizbarer Diener seines königlichen Herrn, als schwarzgalliger Kritiker aller Welt entgegentritt, ja fast wie ein finsterner Dämon uns anmutet.

Doch wenn es politisches Denken und Handeln galt, waren alle Leidenschaften und Schwächen abgestreift. In der Politik wußte er jederzeit die kühlfte Berechnung und die weiteste Entfagung zu wahren. Darin unterscheidet er sich von Napoleon I., der seiner persönlichen Neigung und Abneigung auch in der Politik nachgab, und von Napoleon III., der leicht ein Übermaß von politischen Ansprüchen sich erlaubte. Jeder phantastische Überschwang lag Bismarck fern; das Unerreichbare und Uferlose lockte ihn nicht; er wünschte für Deutschland nur eine Machtstellung, wie sie vom deutschen Volke gefordert, eingenommen und behauptet werden konnte. Er war demgemäß von Haus aus durchaus nicht darauf erpicht, Unternehmungen ins Leben zu rufen oder zu fördern, die über den Rahmen deutscher oder doch europäischer Politik hinausreichten. Den Anfängen der kolonialen Bewegung stand er eher widerstrebend als freundlich gegenüber, Anfängen, die ja auch in ihren Zielen keineswegs klar waren. Auch war nicht unrichtig, was ebenso von der freisinnigen Partei wie vom Zentrum gegen eine selbsttätige kultivatorische Kolonialpolitik eingewendet wurde: der Gewinn einiger kulturloser tropischer Gebiete konnte vorläufig nur wenig Nutzen bringen. Den deutschen Kaufleuten und Fabrikanten wäre es für den Augenblick vorteilhafter gewesen, ihre Absatzgebiete in den riesig ausgedehnten, der Kultur schon lange erschlossenen englischen Kolonien zu suchen.

Doch der Kanzler blickte zu scharf in die Welt, als daß ihm entgangen wäre, daß eine neue Zeit gekommen sei, eine Zeit, in der viele von den Schranken, welche die Völker des Weltalls trennten, ebenso fallen mußten, wie die Mautschranken zwischen den deutschen Zollvereinsstaaten in der Mitternachtsstunde zu Neujahr 1834. Er sah, daß die Welt aufgeteilt werde, daß eine allzu ängstliche Politik, die am allgemeinen Wettbewerb um die besten Plätze in den neuerschlossenen Weltteilen nicht teilnehmen wollte, das Ansehen einer Großmacht schädigen würde. Wenn England Ägypten unter seine Botmäßigkeit gebracht und dort, wie in Hinterindien, am Senegal und am Kongo, im Mittelmeer und im Indischen Ozean mit Frankreich um die Herrschaft streitet, wenn in Asien die englische und die russische Interessen-

Sphäre, wie von geheimen Naturgewalten getrieben, immer weitere Ausdehnung suchen, so kann das stärkste Mitglied des mitteleuropäischen Bundes nicht tatenlos beiseite stehen; das „Nichts zu suchen“ hätte wahrlich keinen Sinn. Das nationale Kraftgefühl verlangt Betätigung, das Anwachsen der Population einen Abzugskanal. Der Widerspruch parlamentarischer Gegner war für den Kanzler mehr ein Ansporn, denn ein Hindernis, und so wurde schon von ihm, wenn auch immer maßvoll und wachsam, in jene Pfade eingelenkt, die man heute als Weltpolitik bezeichnet.

Ein Land, dessen Bewohnerzahl sich alljährlich nahezu um eine Million Köpfe vermehrt, — so hoch beläuft sich heute der Überschuss der Geburten in Deutschland — dessen wirtschaftliche Entwicklung die Verbindung mit dem Weltmarkt nötig hat, das auf die Zufuhr von Rohstoffen aus aller Herren Ländern und auf eine entsprechende Ausfuhr der eigenen Fabrikate nach allen Teilen der Welt angewiesen ist; ein Land, das seine Konkurrenzfähigkeit nur aufrecht erhalten kann, wenn die geistige und technische Bildung der breiten Volksmassen es zu wirksamem Wettstreit mit den übrigen Welthandelsmächten befähigt; ein Land, dessen Bevölkerung auf verhältnismäßig engem und wenig reichem Boden nur mittelst größter Anstrengung und schwerster Arbeit sich behauptet, — ein solches Land kann unmöglich auf die Dauer regiert werden nach den Prinzipien und Tendenzen von gestern.

Auch Bismarck, wiewohl ihn die Konsequenzen überseeischer Expansion immer noch beängstigten, konnte sich nicht verhehlen, daß ein aktiveres und intensiveres Verfahren in diesen Fragen eingeschlagen werden müsse. Als Markstein dieses Umschwunges ist das Telegramm Bismarcks an den deutschen Konsul in Kapstadt (April 1884) anzusehen. Die Firma Lüderitz in Bremen hatte in Angra Pequena an der Küste des südlichen Westafrika einen Hafen, auf welchen keine andere Nation rechtlichen Anspruch erheben konnte, nebst einem Gebiet von 10 deutschen Geviertmeilen erworben. Als von den deutschen Kolonen eine weitere Ausdehnung angestrebt wurde, die englische Kapkolonie aber Miene machte, dem Nachbarn den Platz streitig zu machen, telegraphierte Bismarck an den Konsul in Kapstadt: „Nach Mitteilungen des Herrn Lüderitz scheinen die englischen Kolonialbehörden zu bezweifeln, daß seine Erwerbungen auf deutschen Schutz Anspruch haben. Erklären Sie amtlich und nachdrücklich, daß Herr Lüderitz

und seine Niederlassungen unter dem vollen Schutz des Reiches stehen!“

Fortan wandte sich die lang zurückgehaltene deutsche Volkskraft beherzter und häufiger der kolonialen Tätigkeit zu, ja, das Reich selbst schritt zu Erwerbungen in Afrika und in Polynesien. Außer Südwestafrika vom Oranje bis zum Kueneßfluß wurden auch das Kamerungebiet und das Togoland in Oberguinea, ein großes Gebiet an der ostafrikanischen Küste, ferner das Kaiser Wilhelmsland mit den vorgelagerten Bismarckinseln, die Salomonen, die Marshallinseln, die Samoainseln im Stillen Ozean, die Karolinen- und Marianeninseln im Großen Ozean unter deutschen Schutz gestellt. Als wichtigste Erwerbung ist wohl die von der chinesischen Regierung gepachtete Kiautschoubuch mit Tjingtau anzusehen. Den anderen Nationen unerwartet, innerlich keineswegs so unvorbereitet, wie es den Anschein hatte, in der Verwaltung seines Erwerbs freilich noch ungeübt und unfertig, trat das Deutsche Reich in die Reihe der kolonialen Mächte ein. Noch 1871 war der Wunsch nach überseeischem Landbesitz einem so guten Patrioten und so scharfblickenden Politiker wie Gustav Freytag als eine törichte Vermessenheit erschienen. Doch ein Volk, das sich so glänzenden Triumphes erfreute, wie das Deutsche im Jahre 1870, konnte sich nicht mit der moralischen Wirkung begnügen; es mußte daran denken, seinen Machtzuwachs auszunützen und den vom Schicksal dargebotenen Vorteil zu ergreifen. „Diejenige Nation“, sagt der geistvolle Nationalökonom Leroy-Beaulieu, „ist die hoffnungsvollste, die sich der Kolonisation am eifrigsten widmet.“ Es war also jedenfalls nicht, wie Gustav Freytag meinte, eine vermessene, und nicht, wie Ludwig Bamberger klagte, eine verschwenderische Politik, wenn die Reichsregierung in vorsichtiger Weise durch Gründung von Kolonien dem Überschuss an Volkskräften einen Ausweg und dem Unternehmungsgeist der Nation einen neuen Wirkungskreis eröffnete. Anfangs lachte der wagemutige Brite, als die deutsche Landratte den Anspruch erhob, auf der See etwas zu bedeuten; heute lacht er nicht mehr, an Stelle des Spottes ist eine nur als Anerkennung zu deutende Mißgunst getreten.

Es gibt kaum einen größeren Gegensatz als das Deutschland von 1849, — das die einzigen paar Schiffe, die es zur Dämpfung des dänischen Übermutes erworben hatte, auf einer Auktion wieder loschlagen ließ, — und das neue Deutschland! —

Außerlich noch glänzender ist der Aufschwung der Vereinigten Staaten und des britischen Reiches. Die Amerikaner konnten im 19. Jahrhundert durch die steigende Flut der Einwanderung und die dadurch ermöglichte Urbarmachung der ungeheuren westlichen Gebiete ihre politische und wirtschaftliche Bedeutung so ins Unermeßliche steigern, daß ängstliche Wirtschaftspolitiker in diesem jugendlichen Wachstum Amerikas schon den Untergang für das alternde Europa erblickten. Nicht die Waffen Amerikas, sagte der englische Parlamentarier Dilke, wohl aber das amerikanische Getreide, Fleisch und Eisen auf der einen, die amerikanischen Zölle auf der andern Seite werden Europa besiegen und die Yankee zu Herren der Welt erheben. Der Aufschwung der Union hat in der Tat etwas Märchenhaftes. Um das Jahr 1850 konnte noch auf keinem wirtschaftlichen Gebiete von einer Ebenbürtigkeit Amerikas gesprochen werden; Europa versorgte die Union mit Menschen und Waren, mit Büchern und Erfindungen; der einzige Stapelartikel Amerikas war die Baumwolle der Südstaaten. In den sechziger Jahren aber wurden auf Careys Betreiben die strengen Schutzzölle eingeführt, die das Entstehen und Wachstum der verschiedensten Industrien überraschend förderten. Ungeheure Steppen und Urwälder, bis dahin nur Jagdgründe der Indianer, wurden durch Eisenbahnen dem Verkehr eröffnet und durch die nach Westen wandernde Volksmenge in Getreideland umgeschaffen; auf die Dauer erwiesen sich Getreidebau und Viehzucht lohnender als selbst die kalifornische Goldgräberei. Der wilde Westen hat sich mit blühenden Feldern und Gärten, mit zahllosen Dörfern und Städten, der sonst so einsame Stille Ozean mit Schiffen aller Art bedeckt. Infolge dieses wunderbaren materiellen Aufschwunges wandelte sich auch der Staat, der 1850 von den Politikern noch gar nicht in Rechnung gezogen wurde, in eine Weltmacht. Man möchte fast sagen: ohne Anstrengung und Opfer, denn was bedeuten die Opfer der Kriege gegen Mexiko und Spanien, ja sogar die des Bürgerkrieges zwischen dem Norden und Süden (1861—1865) im Vergleich zu den Jahrhunderte währenden Kämpfen, wodurch England und Frankreich, Italien und Deutschland ihre Weltstellung und ihre Kultur erlangt haben. Die Union ist der durch die Natur und das Glück begünstigte Emporkömmling unter den Nationen, was auf Lebensgewohnheiten und Anschauungen des Einzelnen wie auf die Politik des Staates auffälligen Einfluß geübt hat.

Noch unter der Präsidentschaft Abraham Lincolns (1860 bis 1865) schien die Union entschlossen, ihr Sonderdasein zu bewahren. Schon Präsident Monroe (1816—1825) hatte den Grundsatz aufgestellt: Amerika den Amerikanern! 1823 hatte er sich jede Einmischung Europas in die Verhältnisse der neuen südamerikanischen Republiken verboten und den Interventionsgelüsten der hl. Allianz das Veto eines neuen amerikanischen Völkerrechts entgegengesetzt. In dieser Doktrin wurde festgehalten, aber auch jede Einmischung in die Streitigkeiten der Alten Welt vermieden. Die demokratische Verfassungsform ohne jedes Zugeständnis an Militarismus und der geschlossene Merkantilstaat, der alle seine Bedürfnisse selbst erzeugt und seinen Markt durch hohe Zölle gegen die Einfuhr des Auslandes schützt, waren das politische und wirtschaftliche Ideal der Amerikaner.

Im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts vollzog sich aber eine Wandlung. Die Vereinigten Staaten wollen sich nicht mehr mit ihrer politischen und wirtschaftlichen Unabhängigkeit innerhalb ihrer Grenzen begnügen; ihre Industrie trachtet nach der Eroberung der Märkte in Europa, und zu diesem Zweck soll auch die Union zur Weltmacht aufgerichtet werden. Die Monroe-Doktrin, erklärt Präsident Roosevelt, soll nach wie vor als Grundgesetz der auswärtigen amerikanischen Politik angesehen werden, aber die Durchführung dieses Grundsatzes erheischt eine Flotte ersten Ranges und ein ausreichendes Heer. Was dieser Aufschwung in den Anschauungen und Absichten der Amerikaner zu bedeuten hatte, trat in ihrem Krieg gegen Spanien (1898) zutage. Angeblich galt er der Befreiung Cubas vom spanischen Joch; tatsächlich endete er nach einer fast ohne Verluste gewonnenen Seeschlacht mit der Besetzung Portoricos und der Philippinen. Was seitdem im Tun und Treiben der Vereinigten Staaten, vor allem in der neuen Panamafrage, in charakteristischen Zügen hervorgetreten ist, beweist das stetige Anwachsen der imperialistischen Idee. Der Yankee will auch Brasilien und Argentinien, Cuba und Venezuela nicht bloß unter seinen großmütigen Schutz, sondern unmittelbar unter seine Leitung nehmen. Die Idee eines in sich abgeschlossenen, aber sich nicht mehr auf sich beschränkenden Pan-Amerika gilt vielen amerikanischen Politikern nicht mehr als Utopie.

Europa ist jedoch von dieser Gefahr wohl kaum ernstlich bedroht. Schon der nationale Gegensatz der romanisch-

indianischen Rasse in Mexiko und den südamerikanischen Staaten zur angelsächsisch-keltischen in der Union ist ein Hindernis der engeren Vereinigung. Der Zeitpunkt, daß die europäischen Staaten die amerikanische Konkurrenz nicht mehr ausschalten könnten, steht jedenfalls noch nicht bevor. Die Macht der Amerikaner auf dem Weltmarkt findet Schranken in den inneren Zuständen des Landes. Mit dem schnellen Wachstum der Bevölkerung verringerten sich auch dort die Entwicklungsfreiheit des Einzelnen und der Reichtum an unbebautem Land; der stärkere Verbrauch im Inland wird die Ausfuhr einschränken. Nichts erschöpft sich leichter, als scheinbar unerschöpfliche Kornkammern; das hat schon das Altertum an Sizilien und Ägypten erfahren. Dazu kommt die Einwirkung der politischen Verhältnisse. Seit die Union in eine imperialistische Periode eingetreten ist, will sie auch im europäischen Konzert eine dominierende Rolle spielen, und spielt sie: das Liebeswerben der europäischen Staaten um die Gunst der Regierung in Washington erreicht nahezu den Wettlauf des europäischen Hochadels um die Gunst reicher amerikanischer Erbinnen. Es kann nicht mehr von einer Hexarchie, es muß von einer Heptarchie der Großmächte gesprochen werden. Damit hat aber auch für Amerika die ausschließliche Verwendung der nationalen Kraft für Anbau des Landes und Entwicklung der Industrie ein Ende; es wird fortan seiner Machtposition immer bedeutendere Opfer zu bringen haben, und die Verstärkung der Kriegsmittel zu Wasser und zu Lande erfordert in Amerika noch weit größeren Aufwand, als in den europäischen Staaten, wo der Militarismus historisch organisiert ist. Man darf sagen: Die Gefahr eines Sieges der amerikanischen Expansionspolitik verringert sich wieder im nämlichen Maße, je selbstbewußter der amerikanische Imperialismus in alle Welthandel eingreift und je stärkere Schutzmittel einer Aggressivpolitik er nötig hat.

Daß noch nicht von Abgeletheit Europas gesprochen werden darf, beweist schon ein Blick auf Großbritannien. Wenn wir Deutsche mit berechtigtem Stolz von einem Bismarckschen Zeitalter sprechen dürfen, weil unser Kanzler nicht bloß der Schöpfer eines geeinigten Deutschlands war, sondern vermöge seiner Autorität eine führende Rolle in Europa innehatte, kann der Engländer von einem Viktorianischen Zeitalter sprechen, weil sich unter der Herrschaft Victorias Großbritannien zum mächtigsten aller Weltreiche entwickelt hat. Freilich ist der Umschwung nicht das

eigene Werk der Herrscherin. Nicht als ob schon die englische Verfassung dies unmöglich gemacht hätte; die Beschränktheit der monarchischen Gewalt hat die geniale Elisabeth nicht zu hindern vermocht, ebensoviel wie ihre Staatsmänner und Seehelden dazu beizutragen, daß England die erste Seemacht Europas wurde. Von Viktoria ging weder auf politischem, noch auf künstlerischem und wissenschaftlichem Gebiet ein direkter Einfluß aus; weder Palmerston und Beaconsfield, noch Darwin und Dickens verdanken der Königin Anregung oder Förderung. Dennoch verbreitete sich von dieser Frauenherrschaft ein merkwürdiger Glanz und Schimmer über das gesamte Leben der Nation; alle fruchtbaren Keime der Entwicklung entfalteten sich voller und reicher, eine außerordentliche Fülle von Talenten und Kräften führte jenen Aufschwung der gesamten Kultur herbei, der die Bezeichnung des Viktorianischen Zeitalters rechtfertigt.

Auf den von der großen Elisabeth geschaffenen Widerlagen beruht die Stellung Cromwells und Wilhelms III.; diese großen Staatsmänner haben die politischen und wirtschaftlichen Tendenzen jenes Zeitalters nur weiter ausgebaut. Auch Viktoria trat schon ein reiches Erbe an; durch Nelsons Siege war die Herrschaft Englands auf den Ozeanen gesichert worden. Aber wie wurde alles seitdem reicher, kräftiger, glänzender! Die Bevölkerungszahl hat sich nahezu verdoppelt, und in gleichem Verhältnis ist das gesamte Nationalvermögen gewachsen. Das Staatseinkommen hat eine Steigerung auf das Dreifache erfahren, während die infolge der Napoleonischen Kriege zu gewaltiger Höhe gestiegene Staatsschuld erheblich vermindert werden konnte. Statt der 32 Kolonien, welche der jugendlichen Königin bei ihrer Thronbesteigung am 22. Juni 1837 huldigten, entsandten zu ihrem 60 jährigen Regierungsjubiläum 65 ihre Vertreter. Vom ungeheuren Aufschwung der Industrie und des Handels im vereinigten Königreich legen die Ziffern der Weltverkehrsstatistik beredtes Zeugnis ab. Der Gesamtwert der Aus- und Einfuhr wurde 1896 auf 800 Millionen Pfund Sterling oder 16 Milliarden Mark geschätzt, und wie sehr auch die übrigen seefahrenden Nationen sich bemüht haben, ihre Handelsflotten zu vermehren und ihrem überseeischen Verkehr neue Bahnen zu erschließen, so behauptet doch die britische Flagge noch auf allen Meeren und an allen Küsten den ersten Rang.

Doch nicht bloß Handel und Industrie und mit ihnen der Volkswohlstand wuchsen in staunenerregender Weise auf. Der

erfinderische Geist in der Technik wetteiferte mit dem Scharfsinn der Naturforschung, mit dem Glanz und Gehalt der Geschichtsschreibung, mit der schöpferischen Fülle und Eigenart in Dichtung und Malerei. Die realistische Weltauffassung Bacons verwirklichte sich erst jetzt in den wunderbaren Schöpfungen der Mechanik und der Chemie, und eine Fülle von Entdeckungen und Erfindungen drückte dem Zeitalter Victorias ebenso einen eigenartigen Stempel auf, wie die politischen Vorgänge und wirtschaftlichen Umwandlungen. Erst während der Regierung Victorias hat sich der Begriff eines britischen Weltreiches, haben sich Verständnis und Stimmung dafür bei den Engländern selbst ausgebildet. Als Viktoria den Thron bestieg, stand Indien nur in loser Verbindung mit der englischen Krone; die gesamte Verwaltung Indiens lag ja noch in den Händen der Ostindischen Kompagnie. Die australischen Kolonien waren von geringer Bedeutung. Die Kapkolonie war noch fast ausschließlich von Buren bewohnt. Weder in Ägypten, noch in China hatte England festen Fuß gefaßt. An Erschließung und Eroberung des noch unbekanntem Afrikas dachte kein Europäer.

Wie hat sich dies alles in sechzig Jahren geändert!

England wuchs noch weit intensiver, als es bis dahin der Fall gewesen war, aus Europa heraus; seine Beziehungen und Interessen berühren alle Erdteile, in ungleich umfassenderer Weise, als es jemals in der hellenistischen Zeit und in der Periode des römischen Cäsarentums der Fall war. Die englische Sprache wird in Entfernungen gesprochen, von denen weder Griechen noch Römer eine Vorstellung hatten. Macaulay läßt bekanntlich einen melancholischen Neuseeländer auf den Trümmern Londons der Vergänglichkeit des Irdischen nachsinnen. Vorerst sagt diese Figur nichts anderes, als daß im Viktorianischen Zeitalter die ganze Welt der Südsee englisch geworden ist, daß in Australien, Neuseeland, auf zahllosen Inselgruppen ein neues England mit derselben Sprache, demselben Nationalcharakter und ähnlichen politischen Einrichtungen im Entstehen begriffen ist, bereit, die Kultur und die Herrschaft der angelsächsischen Rasse fortzusetzen, wenn das alte Mutterland dem Schicksal alles Irdischen erliegen würde. Vom britischen Reich läßt sich tatsächlich sagen, daß es keine Grenzen kennt; von Jahrzehnt zu Jahrzehnt dehnten sie sich immer weiter ins Ungewisse aus. Damit wurde Europa für die englische Politik fast gleichgültig. Das Kabinett von St. James enthielt sich denn auch jeder Einmischung in die Entwicklung Italiens

und Deutschlands, ja sogar in den Bürgerkrieg der Vereinigten Staaten, wie stark auch der Vorteil Englands und die Sympathie der Engländer den Südstaaten zuneigten. Auch der Verschiebung der Machtverhältnisse in Mittelasien sah England schweigend zu. Sein zunehmender Wohlstand und seine universale Stellung trösteten es über Machtvergrößerung seiner Nebenbuhler; es schien keine höheren Ziele zu kennen, als den Genuß seines Reichtums und die Ausdehnung seiner Handelsbeziehungen.

In den letzten zwanzig Jahren wurde aber auch in England diese friedliche Stimmung durch eine imperialistische Tendenz verdrängt. Die Bedrohung Herats durch die Russen und der Aufstand in Ägypten, der den englischen Einfluß nicht bloß im Nillande, sondern auch in Indien zu vernichten drohte, schreckten die Briten auf. Die Fronte des Schicksals wollte sogar, daß der Führer der Friedenspartei, Gladstone, sich gezwungen sah, durch die Beschließung Alexandrias und die Besetzung Ägyptens (1882) eine neue kriegerische Ära einzuleiten. Seither mußte fast jedes Jahr das Schwert Englands gezogen werden.

Im Kriege mit den beiden südafrikanischen Burenrepubliken (1899—1902) trat die Minderwertigkeit der englischen Heeres-einrichtungen überraschend zutage. Diese Beobachtung hat sogar zur Annahme verleitet, daß der unermeßliche Umfang des britischen Reiches für dessen Festigkeit eine ernste Gefahr geworden sei, daß der Abfall der Kolonien vom Mutterlande bevorstehe, daß die heutige Weltlage schon den Anfang vom Ende der britischen Weltmacht bedeute. Doch diese Befürchtungen oder Hoffnungen scheinen vorerst wenig begründet zu sein. Der wirtschaftliche Aufschwung des Reiches führte keineswegs einen Gegensatz im Verhältnis der Kolonien zum Mutterlande herbei, vielmehr erwuchs gerade daraus ein sympathisches Gefühl der Zusammengehörigkeit. In Toronto wie in der Kapstadt, in Hongkong wie in Melbourne fühlt sich der englische Ansiedler so sicher und stark, wie einst der civis Romanus. Der Wunsch, den Begriff eines größeren Britanniens zum sichtbaren Ausdruck zu bringen, fand, kaum daß er im Mutterlande erwacht war, in den Kolonien ein freundliches Echo. Unter allgemeiner Zustimmung nahm die Königin von England den Titel einer Kaiserin von Indien an; das Imperium erschien zum erstenmal auf dem Horizont der Zukunft. Benjamin Disraeli wandte zum erstenmal diesen Ausdruck auf die Gesamtheit der englischen Macht an. Durch die Ausdehnung der Eisenbahnen, die Fort-

Schritte im Betrieb der Dampfschiffahrt und die Herstellung der unterseeischen Kabel war es ermöglicht, die Kolonien noch fester mit dem Mutterlande zu verbinden. Der Krieg mit den Buren, wie beschämend auch die Anfänge waren, zog auch die entferntesten Kolonien in Mitleidenschaft. Die Unglücksfälle des Krieges trugen eher zur Stärkung, als zur Schwächung der nationalen Gesinnung bei. In Europa und in Kanada, in Indien und in Australien erwachte der englische Stolz, befestigte sich das Gefühl der gemeinsamen Abstammung und der politischen Zusammengehörigkeit. Gerade in den Tagen des Unglücks wurde das englische Weltreich eine Realität.

Freilich ist fraglich, ob der Plan des Führers der imperialistischen Partei, Chamberlain, durch eine weitreichende Schutzpolitik das Weltreich noch fester zu konsolidieren, verwicklicht werden kann. England hat seit Jahrhunderten in den Grundsätzen des Freihandels seine Befriedigung gefunden und in diesen Bahnen seinen nationalen Wohlstand begründet. Der Übergang zu anderen Lehren und Einrichtungen würde nur schwer von statten gehen. Dazu kommt die Abneigung der Bevölkerung gegen den Kriegsdienst. Die obligatorische Dienstpflicht wurde bisher immer noch als Utentat auf die persönliche Freiheit abgelehnt. Das Weltreich bedarf aber unabweisbar einer umfassenderen Heranziehung der Volkskraft zum militärischen Dienst. In der Lösung dieses Problems beruht geradezu die Zukunft des Reiches. Wenn England das Band zwischen sich und den Kolonien fester knüpfen und eine strammere staatliche Einheit herstellen will, muß es zuerst eine für Mutterland und Kolonien gemeinschaftliche wirtschaftliche und politische militärische Grundlage schaffen. Ein Imperium ist nur möglich, wenn ein Wille das Ganze beherrscht und leitet. Da liegt der Gedanke nahe, daß solche Gleichmacherei denn doch im Mutterland, wie in den Kolonien auf Widerstand stoßen werde. Möglicherweise hatte doch Richard Cobden, der „große Kaufmann“ des 19. Jahrhunderts, nicht unrecht, wenn er vor Überschätzung eines allzumächtig ausgedehnten Kolonialbesitzes warnte. Mit schmerzlichen Opfern, so erörterte Cobden, ziehe das Mutterland die Kolonien groß, um sie zu verlieren, sobald sie zu wirtschaftlicher Blüte herangereift wären, — man erinnere sich nur an die Jugendgeschichte der Vereinigten Staaten Amerikas!

Jedenfalls war aber die imperialistische Richtung eine notwendige Folge der vorausgegangenen Entwicklung. Wie die Römer der Kaiserzeit, so mußten auch die Briten angesichts des unglaublichen

Wachstumes ihrer Macht und ihrer Reichtümer als Herrenvölk — in Niebliches Sinn — sich fühlen. Der Imperialismus, in welchem Eroberung und Handel zusammenfließen, war der logische Schluß der grandiosen Entwicklung des Viktorianischen Zeitalters.

Nicht Amerika oder England dürfen zum Vergleich herangezogen werden, wenn von einer Weltpolitik des neuen Deutschen Reiches gesprochen werden will, doch sind wir wenigstens auf dem Wege, achtbare Nebenbuhler zu werden.

Es wäre ungerecht, wollte man das gegenwärtige Oberhaupt unseres Reiches allein für den neuen Kurs der deutschen Politik verantwortlich machen: die Verhältnisse haben den Umschwung erzwungen. Des Kaisers Verdienst ist es, aus der Erkenntnis dieser Weltlage die nötigen Lehren gezogen zu haben. Deutschland kann sich, wenn es vorwärts kommen will, vom allgemeinen Wettbewerb nicht ausschließen; es muß rastlos trachten, über See neue Absatzgebiete für die Erzeugnisse seiner Industrie zu erlangen und auch sonst am Welthandel sich zu beteiligen. Eine solche Gewinn bringende Stellung ist aber ohne den Schutz einer Kriegsflotte nicht zu erringen.

Gewiß, der deutsche Handel hat sich im 19. Jahrhundert nicht ungünstig entwickelt, ohne daß das Kauffahrteischiff und die Fischerbarke von deutschen Panzerschiffen geschützt waren, allein der immer steigende Verkehr einerseits und die Rücksicht auf die Ehre des Vaterlands andererseits mußten es endlich geboten erscheinen lassen, „das auswärtige Deutschland“ unter eigenen Schutz zu stellen. Die friedlichen Eroberer, die nächst und neben dem unvergleichlichen Heere die Ehre des deutschen Namens mächtig gehoben haben, die mit dem eigenen Vorteil auch den Nationalreichtum fördern, die Kolonisten in Kamerun und an der Kiautschoubucht und die Kaufleute am Jangtsekiang und Orinoko durften nicht länger in Abhängigkeit von den fremden Seemächten verbleiben. Nachdem die Deutschen als das letzte unter den großen Völkern sich zu einem mächtigen Staatswesen zusammengeschlossen hatten, mußte das Büden und Buckeln ein Ende nehmen. Die Weltstellung der Nation erheischte auch eine selbständige Stellung zur See. Wenn das politisch geeinte Deutschland nicht hinter den anderen lebensfähigen Nationen zurückbleiben wollte, mußten Kolonien gegründet, mußte eine Flotte gebaut, mußte ein größeres Deutschland aufgerichtet, mußte Weltpolitik getrieben werden.

Weshalb sollten die Deutschen, die ein halbes Jahrtausend lang über die gefürchteten Galeonen der Hanse verfügten, die sich

im Besitze langgestreckter Ufer an Ost- und Nordsee mit trefflichen Häfen befinden, nicht ebensogut Anspruch haben auf die See und damit auf die Welt, wie Engländer und Franzosen? Berechtigten nicht die Anfänge der neuen Entwicklung zur Hoffnung auf gedeihlichen Fortgang? Ist nicht schon jetzt das Wachstum des Handelsverkehrs und der industriellen Tätigkeit für das ganze deutsche Volk eine Quelle des materiellen Wohlstands und der intellektuellen Stärkung geworden? Freilich, die neue Zeit ist die Sklavin eines Ungeheuers geworden, das sie selbst geboren hat, der Maschine. Houston Stewart Chamberlain meint deshalb in seinem phantastischen Buche „Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts“, unser Zeitalter sei infolge des Aufschwunges des Maschinenwesens die schmerzreichste aller weltgeschichtlichen Epochen. Allein es wäre erst festzustellen, welches Los menschenwürdiger zu nennen, dasjenige des geringsten Arbeiters von heute oder dasjenige eines selbstständigen Handwerkers im 16. Jahrhundert oder eines französischen hörigen Bauern vor der Revolution? Schon die fast ins Unbeschränkte erweiterte Möglichkeit der Auswanderung hat die unerklärliche Grausamkeit der industriellen Entwicklung wesentlich gemildert.

Welch ungeheure Steigerung der produktiven Energien der Nationen hat der große Zusammenhang mit dem Außenbereich, der ganze Vorgang der Expansion herbeigeführt! Wie sind neue Bedürfnisse zunächst des Konsums in seinen einfachsten Formen, in Ernährung und Kleidung, dann aber auch in der Produktion, in jeder Art von gewerblicher und Fabrikarbeit aufgetaucht! Die Wirkung erstreckt sich auch nicht bloß auf die materielle Seite des Lebens. Wie hat das Bedürfnis nach erhöhter Beschäftigung des Geistes, nach Belehrung und Unterweisung auf allen Gebieten der Natur und des Menschenlebens sich verallgemeinert! Das Wort: Wissen ist Macht! ist heute zum Dogma für die breitesten Schichten des Volkes geworden. Auch die Ausbreitung des Bildungstriebes steht in innigem Zusammenhang mit der Erweiterung des politischen Gesichtskreises. Wie eine frische Brise weht es von unseren Küsten, die binnenländischen Nerven stählend und die nationale Spannkraft steigend. So wird zur Wahrheit das vielverspottete Wort Friedrich List's, daß der Ozean nicht bloß berufen sei, Kampfsplatz im friedlichen Wettbewerb der Nationen, sondern auch Wiege einer neuen Freiheit zu werden.

Von abenteuerlichem Wagemut ist der Deutsche auch in den

Tagen der Weltpolitik nicht angesteckt. Ja, es läßt sich nicht einmal sagen, daß das deutsche Kapital so willig und reichlich den neuen Aufgaben entgegenkäme, wie es wünschenswert wäre. Immerhin regt sich wieder etwas vom Unternehmungsgeist und Selbstgefühl der alten Hanseaten. Wie im Mittelalter die Lübecker und Kölner Livland und Kurland kolonisierten, dem Deutschen Orden bei der Unterwerfung und Germanisierung Preußens halfen, in Bergen, London und Brügge ihre Kontore hatten, so gibt es wieder deutsche Handelshäuser in den meisten europäischen Hafenstädten, in China, in Marokko, im Kapland, unter allen Himmelsstrichen. Möchten sich diese auswärtigen Deutschen nur auch immer vor Augen halten, daß zu den Eigenschaften, dank denen die Engländer den Weltmarkt für sich erobert haben, an erster Stelle ihr starkes Nationalgefühl gehört.

Die überseeischen Beziehungen und das Erscheinen der Reichsflagge auf den Meeren haben aber nicht nur das deutsche Ansehen im Ausland erhöht, sondern auch wohlthätig auf die inneren Verhältnisse der Heimat zurückgewirkt. Der Süden ist dem Norden dadurch näher gerückt worden, denn auch die süd-deutsche Industrie, Nürnberger Spielzeug, Pforzheimer Schmuckwaren, Münchner Bier, finden, dank der stattlichen Handelsflotte, reichen Absatz in der Fremde. Bayerische Offiziere und Ärzte dienen in den afrikanischen Schutztruppen neben den preußischen. Katholische wie protestantische Priester bemühen sich, in erhebendem Wettstreit Not und Gefahr ertragend, die christliche Lehre in die dunkelsten Erdteile zu verpflanzen.

Freilich fehlt es nicht an urteilsfähigen, besonnenen Vaterlandsfreunden, die durch die weitreichende Expansion, durch den angespannten Wettbewerb der deutschen Volkskraft mit anderen Nationen in hange Sorge versetzt sind. Doch die überraschend glücklichen Erfolge dürften doch als Beweis gelten können, daß wir auf dem rechten Wege sind. Es ist zu hoffen, daß die neue Entwicklung unserem Volke den alten Ruhm eines Kulturträgers und Kulturlehrers wieder erwerben und mit der wirtschaftlichen auch die geistige Leistungsfähigkeit stärken und steigern wird. —

Wir sind am Schluß unserer Betrachtung angelangt. In der Einleitung wurde die Behauptung vertreten, daß die Geschichte nicht auf allen Gebieten menschlicher Kultur einen Fortschritt aufzuweisen hat. Auch auf Anfang und Ende des 19. Jahr-

hundertts läßt sich dieser Grundsatz anwenden, — man vergleiche nur das klassische Zeitalter der deutschen Literatur mit ihrem heutigen Tiefstand! Doch in Ausbreitung und Vertiefung der Humanität ist auch während des letzten Jahrhunderts ein segensvoller Fortschritt nicht zu verkennen. Als Beweis kann auch die Friedenskonferenz gelten, welche in einer mächtig ausgewählten friedlosen Zeit auf besonderen Wunsch des Zaren Nikolaus II. zu Pfingsten 1899 im Haag zusammentrat. Aus der ganzen Welt trafen Vertreter der Staaten und verschiedener Friedensligen in der niederländischen Residenzstadt ein, hoffnungsvoll die einen, zweifelnd die anderen, doch alle erfüllt von dem edlen Verlangen, daß den Schrecken des Krieges nach Möglichkeit gesteuert und den Friedensbestrebungen der Menschheit ein weiteres und freieres Feld der Tätigkeit eröffnet werde.

Wie bescheiden auch das praktische Ergebnis des Kongresses war, — nur die Einführung des Haager Schiedsgerichts für Streitigkeiten zwischen einzelnen Staaten kann als solches bezeichnet werden — der Gedanke einer solchen Vereinigung ist die Frucht der modernen Humanität, und die Zustimmung der gesamten Kulturwelt beweist, welche Anerkennung die Lehren der Bergpredigt auch bei solchen Völkern finden, die sich nicht zum christlichen Dogma bekennen.

Freilich, der Friedenskongreß hat, wie zu erwarten war, den Krieg nicht aus der Welt geschafft. Unmittelbar danach kam es zu den blutigen Kämpfen zwischen Buren und Briten, und wenig später entspann sich im äußersten Osten der Alten Welt zwischen Rußland und Japan einer der furchtbarsten Kriege der Weltgeschichte. Es kann also nicht im Ernst gefordert werden, daß ein Staat, der seine Machtstellung und damit seine Ehre aufrecht erhalten will, dem Rufe schwärmender Friedensfreunde: Die Waffen nieder! Folge leisten soll.

Trotzdem darf in der Tatsache, daß die Geschichte des 19. Jahrhunderts mit einem Friedenskongreß abgeschlossen hat, ein freundliches Vorzeichen erblickt werden. Wie vor nahezu zweitausend Jahren aus dem unscheinbarsten Samenkorn ein mächtiger Baum des Lebens aufgewachsen ist, kann wieder einmal eine Lichterscheinung niedersteigen, um der Menschheit den lang-ersehnten Frieden zu bringen.

Aus Natur und Geisteswelt

Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher
Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens

Geheftet
1 Mark.

in Bändchen von 130–160 Seiten.
Jedes Bändchen ist in sich abgeschlossen und einzeln käuflich.

Gebunden
Mk. 1.25.

Die Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ sucht ihre Aufgabe nicht in der Vorführung einer Fülle von Lehrstoff und Lehrsätzen oder etwa gar unerwiesenen Hypothesen, sondern darin, dem Leser Verständnis dafür zu vermitteln, wie die moderne Wissenschaft es erreicht hat, über wichtige Fragen von allgemeinstem Interesse Licht zu verbreiten. Sie will dem Einzelnen ermöglichen, wenigstens an einem Punkte sich über den engen Kreis, in den ihn heute meist der Beruf einschließt, zu erheben, an einem Punkte die Freiheit und Selbständigkeit des geistigen Lebens zu gewinnen. In diesem Sinne bieten die einzelnen in sich abgeschlossenen Schriften gerade dem „Laien“ auf dem betreffenden Gebiete in voller Anschaulichkeit und lebendiger Frische eine gedrängte, aber anregende Übersicht.

Aberglaube s. Heilwissenschaft.

Abtammungslehre. Abtammungslehre und Darwinismus. Von Professor Dr. R. Heise. 2. Auflage. Mit 37 Figuren im Text.

Die Darstellung der großen Ergründung der biologischen Forschung des vorigen Jahrhunderts, der Abtammungslehre, erörtert die zwei Fragen: „Was nötig ist zur Annahme der Abtammungslehre?“ und — die viel schwierigere — „wie geschah die Umwandlung der Tier- und Pflanzenarten, welche die Abtammungslehre fordert?“ oder: „wie wird die Abtammung erklärt?“

Algebra s. Arithmetik.

Alkoholismus. Der Alkoholismus, seine Wirkungen und seine Bekämpfung. Herausgegeben vom Zentralverband zur Bekämpfung des Alkoholismus. 3 Bändchen.

Die drei Bändchen sind ein kleines wissenschaftliches Kompendium der Alkoholfrage, verfaßt von den besten Kennern der mit ihr verbundenen sozial-hygienischen und sozial-ethischen Probleme. Sie enthalten eine Fülle von Material in übersichtlicher und schöner Darstellung und sind unentbehrlich für alle, denen die Bekämpfung des Alkoholismus als eine der wichtigsten und bedeutungsvollsten Aufgaben ernster, sittlicher und sozialer Kulturarbeit am Herzen liegt.

Band I. Der Alkohol und das Kind. Von Professor Dr. Wilhelm Wengand. Die Aufgaben der Schule im Kampf gegen den Alkoholismus. Von Professor Martin Hartmann. Der Alkoholismus und der Arbeiterstand. Von Dr. Georg Kejerstein. Alkoholismus und Armenpflege. Von Stadtrat Emil Münsterberg.

Band II. Die wissenschaftlichen Kurse zum Studium des Alkoholismus. Von Dr. jur. v. Strauß und Cornen. Einleitung. Von Professor Dr. Max Rubner. Alkoholismus und Nervosität. Von Professor Dr. Max Laehr. Alkohol und Geisteskrankheiten. Von Dr. Otto Juliusburger. Alkoholismus und Prostitution. Von Dr. O. Kofenthal. Alkohol und Verlehrsweisen. Von Eisenbahndirektor de Terra.

Band III. Einleitung. Alkohol und Seelenleben. Von Professor Dr. G. Ashaffenburg. Alkohol und Strafrecht. Von Dr. Otto Juliusburger. Ehrwürdigungen im Kampf gegen den Alkohol. Von Dr. B. Laquer. Einwirkungen des Alkohols auf die inneren Organe. Von Dr. G. Liebe. Alkohol als Nahrungsmittel. Von Professor Dr. Neumann. Älteste deutsche Mäßigkeitsbewegung. Von Pastor Dr. Stubbe. Eröffnungsansprache. Von Dr. jur. von Strauß und Cornen. Schlußwort. Von Regierungsrat Dr. Wenmann.

Ameisen. Die Ameisen. Von Dr. Friedrich Knauer. Mit 61 Figuren. Sägt die Ergebnisse der so interessanten Forschungen über das Tun und Treiben einheimischer und exotischer Ameisen, über die Vielgestaltigkeit der Formen im Ameisenstaate, über die Bautätigkeit, Brutpflege und ganze Ökonomie der Ameisen, über ihr Zusammenleben mit anderen Tieren und mit Pflanzen, über die Sinnesfähigkeit der Ameisen und über andere interessante Details aus dem Ameisenleben zusammen.

Amerika (s. a. Schulwesen). Aus dem amerikanischen Wirtschaftsleben. Von Professor J. Laurence Laughlin.

Ein Amerikaner behandelt für deutsche Leser die Fragen, die augenblicklich im Vordergrund des öffentlichen Lebens in Amerika stehen, auf Grund des Resultats eines sorgfältigen und eingehenden Studiums einer langen Reihe von Ursachen: Den Wettbewerb zwischen den Vereinigten Staaten und Europa — Schutzzoll und Reziprozität in den Vereinigten Staaten — Die Arbeiterfrage in den Vereinigten Staaten — Die amerikanische Trustfrage — Die Eisenbahnfrage in den Vereinigten Staaten — Die Baufrage in den Vereinigten Staaten — Die herrschenden volkswirtschaftlichen Ideen in den Vereinigten Staaten.

——— **Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika.** Von Dr. E. Daenell. Gibt in großen Zügen eine übersichtliche Darstellung der geschichtlichen, kulturgeschichtlichen und wirtschaftlichen Entwicklung der Vereinigten Staaten von den ersten Kolonisationsversuchen bis zur jüngsten Gegenwart mit besonderer Berücksichtigung der verschiedenen politischen, ethnographischen, sozialen und wirtschaftlichen Probleme, die zur Zeit die Amerikaner besonders bewegen.

Anthropologie s. Mensch.

Arbeiterschutz. Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung. Von weil. Professor Dr. O. v. Szwiedinec-Südenhorst.

Das Buch bietet eine gedrängte Darstellung des gemeinlich unter dem Titel „Arbeiterfrage“ behandelten Stoffes; insbesondere treten die Fragen der Notwendigkeit, Zweckmäßigkeit und der ökonomischen Begrenzung der einzelnen Schutzmaßnahmen und Versicherungseinrichtungen in den Vordergrund.

Arithmetik und Algebra zum Selbstunterricht. Von Professor Dr. P. Cranz. I. Teil: Die Rechnungsarten. Gleichungen ersten Grades mit einer und mehreren Unbekannten. Gleichungen zweiten Grades. Mit 9 Figuren im Text.

Will in leicht faßlicher und für das Selbststudium geeigneter Darstellung über die Anfangsgründe der Arithmetik und Algebra unterrichten und behandelt die sieben Rechnungsarten, die Gleichungen ersten Grades mit einer und mehreren Unbekannten und die Gleichungen zweiten Grades mit einer Unbekannten, wobei auch die Logarithmen so ausführlich behandelt sind, daß jemand an der Hand des Buches sich auch vollständig mit dem Gebrauche der Logarithmentafeln vertraut machen kann.

Astronomie (s. a. Kalender; Mond; Weltall). Das astronomische Weltbild im Wandel der Zeit. Von Professor Dr. S. Oppenheim. Mit 24 Abbildungen im Text.

Schildert den Kampf der beiden hauptsächlichsten „Weltbilder“, des die Erde und des die Sonne als Mittelpunkt betrachtenden, der einen bedeutungsvollen Abschnitt in der Kulturgeschichte der Menschheit bildet, wie er schon im Altertum bei den Griechen entstanden ist, anderthalb Jahrtausende später zu Beginn der Neuzeit durch Kopernikus von neuem aufgenommen wurde und da erst mit einem Siege des heliozentrischen Systems schloß.

Atome s. Moleküle.

Auge. Das Auge des Menschen und seine Gesundheitspflege. Von Privatdozent Dr. med. Georg Abelsdorff.

Schildert die Anatomie des menschlichen Auges sowie die Leistungen des Gesichtsinnes, besonders soweit sie außer dem medizinischen ein allgemein wissenschaftliches oder ästhetisches Interesse beanspruchen können, und behandelt die Gesundheitspflege (Hygiene) des Auges, besonders Schädigungen, Erkrankungen und Verletzungen des Auges, Kurzsichtigkeit und erbliche Augenkrankheiten, sowie die künstliche Beleuchtung.

Baukunst (s. a. Städtebilder). Deutsche Baukunst im Mittelalter. Von Professor Dr. A. Matthaei. 2. Auflage. Mit Abbildungen im Text und auf 2 Doppeltafeln.

Der Verfasser will mit der Darstellung der Entwicklung der deutschen Baukunst des Mittelalters zugleich über das Wesen der Baukunst als Kunst aufklären, indem er zeigt, wie sich im Verlauf der Entwicklung die Raumvorstellung klärt und vertieft, wie das technische Können wächst und die praktischen Aufgaben sich erweitern, wie die romanische Kunst geschaffen und zur Gotik weiter entwickelt wird.

Beethoven s. Musik.

Befruchtungsvorgang. Der Befruchtungsvorgang, sein Wesen und seine Bedeutung. Von Dr. Ernst Reichmann. Mit 7 Abbildungen im Text und 4 Doppeltafeln.

Will die Ergebnisse der modernen Forschung, die sich mit dem Befruchtungsvorgang beschäftigt, darstellen. Ei und Samen, ihre Genese, ihre Reifung und ihre Vereinigung werden behandelt, im Chromatin die materielle Grundlage der Vererbung aufgezeigt und als die Bedeutung des Befruchtungsvorganges eine Mischung der Qualitäten zweier Individuen.

Beleuchtungsarten. Die Beleuchtungsarten der Gegenwart. Von Dr. phil. Wilhelm Brück. Mit 155 Abbildungen im Text.

Gibt einen Überblick über ein gewaltiges Arbeitsfeld deutscher Technik und Wissenschaft, indem die technischen und wissenschaftlichen Bedingungen für die Herstellung einer wirtschaftlichen Lichtquelle und die Methoden für die Beurteilung ihres wirklichen Wertes für den Verbraucher, die einzelnen Beleuchtungsarten sowohl hinsichtlich ihrer physikalischen und chemischen Grundlagen als auch ihrer Technik und Herstellung behandelt werden.

Bevölkerungslehre. Von Professor Dr. M. Haushofer.

Will in gedrängter Form das Wesentliche der Bevölkerungslehre geben über Ermittlung der Volkszahl, über Gliederung und Bewegung der Bevölkerung, Verhältnis der Bevölkerung zum bewohnten Boden und die Ziele der Bevölkerungspolitik.

Bibel (s. a. Jesus; Religion). Der Text des Neuen Testaments nach seiner geschichtlichen Entwicklung. Von Divisionspfarrer Aug. Pott. Mit 8 Tafeln.

Will in die das allgemeine Interesse an der Textkritik betreuende Frage: „Ist der ursprüngliche Text des Neuen Testaments überhaupt noch herzustellen?“ durch die Erörterung der Verschiedenheiten des Luthertextes (des früheren, revidierten und durchgesehenen) und seines Verhältnisses zum heutigen (deutschen) „berichtigten“ Text, einführen, den „ältesten Spuren des Textes“ nachgehen, eine „Einführung in die Handschriften“ wie die „ältesten Übersetzungen“ geben und in „Theorie und Praxis“ zeigen, wie der Text berichtigt und rekonstruiert wird.

Bildungswesen (s. a. Schulwesen). Das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung. Von Professor Dr. Friedrich Paulsen.

Auf beschränktem Raum löst der Verfasser die schwierige Aufgabe, indem er das Bildungswesen stets im Rahmen der allgemeinen Kulturbewegung darstellt, so daß die gesamte Kulturentwicklung unseres Volkes in der Darstellung seines Bildungswesens wie in einem verkleinerten Spiegelbild zur Erscheinung kommt. So wird aus dem Büchlein nicht nur für die Erkenntnis der Vergangenheit, sondern auch für die Forderungen der Zukunft reiche Frucht erwachsen.

Biologie s. Abstammungslehre; Ameisen; Befruchtungsvorgang; Leben; Meeresforschung; Pflanzen; Tierleben.

Botanik s. Obstbau; Pflanzen.

Buchwesen s. Illustrationskunst; Schriftwesen.

Buddha. Leben und Lehre des Buddha. Von Professor Dr. Richard Pischel. Mit 1 Tafel.

Gibt nach einer Übersicht über die Zustände Indiens zur Zeit des Buddha eine Darstellung des Lebens des Buddha, seiner Stellung zu Staat und Kirche, seiner Lehrweise, sowie seiner Lehre, seiner Ethik und der weiteren Entwicklung des Buddhismus.

Chemie (s. a. Haushalt; Metalle). Luft, Wasser, Licht und Wärme. Neun Vorträge aus dem Gebiete der Experimental-Chemie. Von Professor Dr. R. Blochmann. 2. Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen im Text. Führt unter besonderer Berücksichtigung der alltäglichen Erscheinungen des praktischen Lebens in das Verständnis der chemischen Erscheinungen ein.

Christentum (s. a. Bibel; Jesus; Religion). Aus der Werbezeit des Christentums. Studien und Charakteristiken. Von Professor Dr. J. Geffken.

Gibt durch eine Reihe von Bildern eine Darstellung von der Stimmung im alten Christentum und von seiner inneren Kraft und verleiht so ein Verständnis für die ungeheure und vielseitige weltgeschichtliche kultur- und religionsgeschichtliche Bewegung.

Dampf und Dampfmaschine. Von Professor Dr. R. Vater. Mit 44 Abbildungen.

Schildert die inneren Vorgänge im Dampfkessel und namentlich im Zylinder der Dampfmaschine, um so ein richtiges Verständnis des Wesens der Dampfmaschine und der in der Dampfmaschine sich abspielenden Vorgänge zu ermöglichen.

Darwinismus s. Abstammungslehre.

Deutschland s. Kolonien; Volksstämme; Wirtschaftsgeschichte.

Drama (s. a. Theater). Das deutsche Drama des neunzehnten Jahrhunderts. In seiner Entwicklung dargestellt von Professor Dr. G. Witkowski. 2. Auflage. Mit einem Bildnis Hebbels.

Sucht in erster Linie auf historischem Wege das Verständnis des Dramas der Gegenwart anzubahnen und berücksichtigt die drei Faktoren, deren jeweilige Beschaffenheit die Gestaltung des Dramas bedingt: Kunstanschauung, Schauspielkunst und Publikum.

Dürer. Albrecht Dürer. Von Dr. Rudolf Wustmann. Mit 33 Abbildungen im Text.

Eine schlichte und knappe Erzählung des gewaltigen menschlichen und künstlerischen Entwicklungsganges Albrecht Dürers und eine Darstellung seiner Kunst, in der nacheinander seine Selbst- und Angehörigensbildnisse, die Zeichnungen zur Apokalypse, die Darstellungen von Mann und Weib, das Marienleben, die Stichtungsgemälde, die Raderungen von Rittertum, Trauer und Heiligkeit sowie die wichtigsten Werke aus der Zeit der Reife behandelt werden.

Ehe und Eherecht. Von Professor Dr. Ludwig Wahrmund.

Schildert in gedrängter Fassung die historische Entwicklung des Ehebegriffes von den orientalischen und klassischen Völkern an nach seiner natürlichen, sittlichen und rechtlichen Seite und untersucht das Verhältnis von Staat und Kirche auf dem Gebiete des Eherechtes, behandelt darüber hinaus aber auch alle jene Fragen über die rechtliche Stellung der Frau und besonders der Mutter, die immer lebhafter die öffentliche Meinung beschäftigen.

Eisenbahnen (s. a. Technik; Verkehrsentwicklung). Die Eisenbahnen, ihre Entstehung und gegenwärtige Verbreitung. Von Professor Dr. S. Hahn. Mit zahlreichen Abbildungen im Text und einer Doppeltafel. Nach einem Rückblick auf die frühesten Zeiten des Eisenbahnbaues führt der Verfasser die Eisenbahn im allgemeinen nach ihren Hauptmerkmalen vor. Der Bau des Bahnhofs, der Tunnel, die großen Brückenbauten, sowie der Betrieb selbst werden besprochen, schließlich ein Überblick über die geographische Verbreitung der Eisenbahnen gegeben.

Die Eisenbahnen der Gegenwart in ihrer technischen Entwicklung. Von Eisenbahnbau- und Betriebsinspektor E. Biedermann.

Nach einem geschichtlichen Überblick über die Entwicklung der Eisenbahnen werden die wichtigsten Gebiete der modernen Eisenbahntechnik behandelt. Insbesonderheit gelangen zur Darstellung der Oberbau, Entwicklung und Umfang der Spurbahnwege in den verschiedenen Ländern, die Geschichte des Lokomotivwesens bis zur Ausbildung der Hochdampflokomotiven einerseits und des elektrischen Betriebes andererseits, sowie der Sicherung des Betriebes durch Stellwerke- und Blockanlagen. Eine Reihe besonders lehrreicher Abbildungen und Zeichnungen sind zur Erhöhung der Anschaulichkeit beigegeben.

Eisenhüttenwesen. Das Eisenhüttenwesen. Erläutert in acht Vorträgen von Geh. Bergrat Professor Dr. H. Wedding. 2. Auflage. Mit 12 Figuren im Text.

Schildert in gemeinsamer Weise, wie Eisen, das unentbehrlichste Metall, erzeugt und in seine Gebrauchsformen gebracht wird. Besonders wird der Hochofenprozess nach seinen chemischen, physikalischen und geologischen Grundlagen geschildert, die Erzeugung der verschiedenen Eisensorten und die dabei in Betracht kommenden Prozesse erörtert.

Entdeckungen (s. a. Polarforschung). Das Zeitalter der Entdeckungen. Von Professor Dr. S. Günther. 2. Auflage. Mit einer Weltkarte.

Mit lebendiger Darstellungsweise sind hier die großen weltbewegenden Ereignisse der geographischen Renaissancezeit ansprechend geschildert, von der Begründung der portugiesischen Kolonialherrschaft und den Fahrten des Columbus an bis zu dem Hervortreten der französischen, britischen und holländischen Seefahrer.

Erde (s. a. Mensch und Erde; Wirtschaftsgeschichte). Aus der Vorzeit der Erde. Vorträge über allgemeine Geologie. Von Professor Dr. Fr. Frech. Mit 49 Abbildungen im Text und auf 5 Doppeltafeln.

Erörtert die interessantesten und praktisch wichtigsten Probleme der Geologie: die Tätigkeit der Vulkane, das Klima der Vorzeit, Gebirgsbildung, Korallenriffe, Talbildung und Erosion, Wildbäche und Wildbachverbauung.

Erfindungswesen s. Gewerbe.

Ernährung (s. a. Alkoholismus; Haushalt; Kaffee). Ernährung und Volksernährungsmittel. Sechs Vorträge von weil. Professor Dr. Johannes Frenzel. Mit 6 Abbildungen im Text und 2 Tafeln

Gibt einen Überblick über die gesamte Ernährungslehre. Durch Erörterung der grundlegenden Begriffe werden die Zubereitung der Nahrung und der Verdauungsapparat besprochen und endlich die Herstellung der einzelnen Nahrungsmittel, insbesondere auch der Konserven behandelt.

Farben s. Licht.

Frauenbewegung. Die moderne Frauenbewegung. Von Dr. Käthe Schirmacher.

Gibt einen Überblick über die Haupttatsachen der modernen Frauenbewegung in allen Ländern und schildert eingehend die Bestrebungen der modernen Frau auf dem Gebiet der Bildung, der Arbeit, der Sittlichkeit, der Soziologie und Politik.

Frauenbewegung. Die Frauenarbeit, ein Problem des Kapitalismus. Von Privatdozent Dr. Robert Wilbrandt.

Das Thema wird als ein brennendes Problem behandelt, das uns durch den Kapitalismus aufgegeben worden ist, und behandelt von dem Verhältnis von Beruf und Mutterpflicht aus, als dem zentralen Problem der ganzen Frage, die Ursachen der niedrigen Bezahlung der weiblichen Arbeit, die daraus entstehenden Schwierigkeiten in der Konkurrenz der Frauen mit den Männern, den Gegensatz von Arbeiterinnenlohn und Befreiung der weiblichen Arbeit.

Frauenleben. Deutsches Frauenleben im Wandel der Jahrhunderte. Von Direktor Dr. E. Otto. Mit 25 Abbildungen.

Gibt ein Bild des deutschen Frauenlebens von der Urzeit bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, von Denken und Fühlen, Stellung und Wirksamkeit der deutschen Frau, wie sie sich im Wandel der Jahrhunderte darstellt.

Friedrich Fröbel. Sein Leben und sein Wirken. Von Ad. Le. v. Portugall. Lehrt die grundlegenden Gedanken der Methode Fröbels kennen und gibt einen Überblick seiner wichtigsten Schriften mit Betonung aller jener Kernaussprüche, die treuen und oft ratlosen Müttern als Wegweiser in Ausübung ihres hehrsten und heiligsten Berufes dienen können.

Fürstentum. Deutsches Fürstentum und deutsches Verfassungswesen. Von Professor Dr. E. Hübner.

Der Verfasser zeigt in großen Umrissen den Weg, auf dem deutsches Fürstentum und deutsche Volksfreiheit zu dem in der Gegenwart geltenden wechselseitigen Ausgleich gelangt sind, unter besonderer Berücksichtigung der preussischen Verfassungsverhältnisse. Nach kürzerer Beleuchtung der älteren Verfassungspartei schildert der Verfasser die Begründung des fürstlichen Absolutismus und demgegenüber das Erwachen, Fortschreiten und Stegen des modernen Konstitutionalismus.

Gasmaschinen s. Wärmekraftmaschinen.

Geographie s. Entdeckungen; Japan; Kolonien; Mensch; Palästina; Polarforschung; Volksstämme; Wirtschaftsleben.

Geologie s. Erde.

Germanen. Germanische Kultur in der Urzeit. Von Dr. G. Steinhäusen. Mit 17 Abbildungen.

Das Büchlein beruht auf eingehender Quellenforschung und gibt in fesselnder Darstellung einen Überblick über germanisches Leben von der Urzeit bis zur Berührung der Germanen mit der römischen Kultur.

—— Germanische Mythologie. Von Dr. Julius von Negelein.

Der Verfasser gibt ein Bild germanischen Glaubenslebens, indem er die Äußerungen religiösen Lebens namentlich auch im Kultus und in den Gebräuchen des Aberglaubens aufsucht, sich überall bestrebt, das zugrunde liegende psychologische Motiv zu entdecken, die verwirrende Sülle mythischer Tatsachen und einzelner Namen aber demgegenüber zurücktreten läßt.

Geschichte (s. a. Amerika; Bildungswesen; Entdeckungen; Frauenleben; Fürstentum; Germanen; Japan; Jesuiten; Ingenieurtechnik; Kalender; Kriegswesen; Kultur; Kunstgeschichte; Literaturgeschichte; Luther; Münze; Musik; Palästina; Pompeji; Rom; Schulwesen; Städtewesen; Volksstämme; Welthandel; Wirtschaftsgegeschichte).

Geschichte. Politische Hauptströmungen in Europa im 19. Jahrhundert. Von Professor Dr. K. Th. Heigel.

Bietet eine knappe Darstellung der wichtigsten politischen Ereignisse vom Ausbruche der französischen Revolution bis zum Ausgang des 19. Jahrhunderts, womit eine Schilderung der politischen Ideen Hand in Hand geht und wobei überall Ursache und Folge, d. h. der innere Zusammenhang der einzelnen Vorgänge, dargelegt, auch Sinnesart und Taten wenigstens der einflussreichsten Persönlichkeiten gewürdigt werden.

—— Von Luther zu Bismarck. 12 Charakterbilder aus deutscher Geschichte. Von Professor Dr. Ottokar Weber. 2 Bändchen.

Ein knappes und doch eindrucksvolles Bild der nationalen und kulturellen Entwicklung der Neuzeit, das aus den vier Jahrhunderten je drei Persönlichkeiten herausgreift, die bestimmend eingegriffen haben in den Werdegang deutscher Geschichte. Der große Reformator, Regent großer und kleiner Staaten, Generale, Diplomaten kommen zu Wort. Was Martin Luther einst geträumt: ein nationales deutsches Kaiserreich, unter Bismarck steht es begründet da.

—— 1848. Sechs Vorträge von Professor Dr. Ottokar Weber.

Bringt auf Grund des überrreichen Materials in knapper Form eine Darstellung der wichtigsten Ereignisse des Jahres 1848, dieser nahezu über ganz Europa verbreiteten großen Bewegung in ihrer bis zur Gegenwart reichenden Wirkung.

—— Restauration und Revolution. Skizzen zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Einheit. Von Professor Dr. Richard Schwemer.

—— Die Reaktion und die neue Ära. Skizzen zur Entwicklungsgeschichte der Gegenwart. Von Professor Dr. Richard Schwemer.

—— Vom Bund zum Reich. Neue Skizzen zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Einheit. Von Professor Dr. Richard Schwemer.

Die 3 Bändchen geben zusammen eine in Auffassung und Darstellung durchaus eigenartige Geschichte des deutschen Volkes im 19. Jahrhundert. „Restauration und Revolution“ behandelt das Leben und Streben des deutschen Volkes in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, von dem ersten Aufleuchten des Gedankens des nationalen Staates bis zu dem tragischen Sturze in der Mitte des Jahrhunderts. „Die Reaktion und die neue Ära“, beginnend mit der Zeit der Ermattung nach dem großen Aufschwung von 1848, stellt in den Mittelpunkt des Prinzgen von Preußen und Otto von Bismarcks Schaffen. „Vom Bund zum Reich“ zeigt uns Bismarck mit sicherer Hand die Grundlage des Reiches vorbereitend und dann immer entschiedener allem Geschehenen das Gepräge seines Geistes verleihend.

Gesundheitslehre (s. a. Alkoholismus; Ernährung; Haushalt; Heilwissenschaft; Leibesübungen; Mensch; Nervensystem; Schulhygiene; Stimme; Tuberkulose). Acht Vorträge aus der Gesundheitslehre. Von Professor Dr. H. Buchner. 2. Auflage, besorgt von Professor Dr. M. Gruber. Mit zahlreichen Abbildungen im Text.

In klarer und überaus fesselnder Darstellung unterrichtet der Verfasser über die äußeren Lebensbedingungen des Menschen, über das Verhältnis von Luft, Licht und Wärme zum menschlichen Körper, über Kleidung und Wohnung, Bodenverhältnisse und Wasserversorgung, die Krankheiten erzeugenden Pilze und die Infektionstrankheiten, kurz über wichtige Fragen der Hygiene.

Gewerbe. Der gewerbliche Rechtsschutz in Deutschland. Von Patentanwalt B. Tolksdorf.

Nach einem allgemeinen Überblick über Entstehung und Entwicklung des gewerblichen Rechtsschutzes und einer Bestimmung der Begriffe Patent und Erfindung wird zunächst das deutsche

Patentrecht behandelt, wobei der Gegenstand des Patentes, der Patentberechtigte, das Verfahren in Patentfällen, die Rechte und Pflichten des Patentinhabers, das Erfinden des Patentrechtes und die Verletzung und Annahmung des Patentschutzes erörtert werden. Sodann wird das Muster- und Warenzeichenrecht dargestellt und dabei besonders Art und Gegenstand der Muster, ihre Nachbildung, Eintragung, Schutzbauer und Löschung hervorgehoben. Ein weiterer Abschnitt befaßt sich mit den internationalen Verträgen und dem Ausstellungsschutz. Zum Schluß wird noch die Stellung der Patentanwälte besprochen.

Handfertigkeit f. Knabenhandarbeit.

Handwerk. Das deutsche Handwerk in seiner kulturgeschichtlichen Entwicklung. Von Direktor Dr. Ed. Otto. 2. Aufl. Mit 27 Abbildungen auf 8 Tafeln.

Eine Darstellung der Entwicklung des deutschen Handwerks bis in die neueste Zeit, der großen Umwälzung aller wirtschaftlichen Verhältnisse im Zeitalter der Eisenbahnen und Dampfmaschinen und der Handwerkerbewegungen des 19. Jahrhunderts, wie des älteren Handwerkslebens, seiner Sitten, Bräuche und Dichtung.

Haus (f. a. Kunst). Das deutsche Haus und sein Hausrat. Von Professor Dr. Rudolf Meringer. Mit 106 Abbildungen, darunter 85 von Professor A. von Schroetter.

Das Buch will das Interesse an dem deutschen Haus, wie es geworden ist, fördern; mit zahlreichen künstlerischen Illustrationen ausgestattet, behandelt es nach dem „Herbhaus“ das oberdeutsche Haus, führt dann anschaulich die Einrichtung der für dieses charakteristischen Stube, den Ofen, den Tisch, das Eßgerät vor und gibt einen Überblick über die Herkunft von Haus und Hausrat.

—— **Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses.** Von Regierungsbaumeister A. D. Chr. Ranck. Mit 70 Abbildungen.

Der Verfasser führt den Leser in das Haus des germanischen Landwirts und zeigt dessen Entwicklung, wendet sich dann dem Hause der skandinavischen Bauern zu, um hierauf die Entwicklung des deutschen Bauernhauses während des Mittelalters darzustellen und mit einer Schilderung der heutigen Form des deutschen Bauernhauses zu schließen.

Haushalt (f. a. Kaffee). Die Naturwissenschaften im Haushalt. Von Dr. J. Bongardt. 2 Bändchen.

- I. Teil: Wie sorgt die Hausfrau für die Gesundheit der Familie? Mit 31 Abbildungen.
- II. Teil: Wie sorgt die Hausfrau für gute Nahrung? Mit 17 Abbildungen.

Selbst gebildete Hausfrauen können sich Fragen nicht beantworten wie die, weshalb sie z. B. kondensierte Milch auch in der heißen Zeit in offenen Gefäßen aufbewahren können, weshalb sie harem Wasser Soda zusetzen, weshalb Obst im kupfernen Kessel nicht erkalten soll. Da soll hier an der Hand einfacher Beispiele, unterstützt durch Experimente und Abbildungen, das naturwissenschaftliche Denken der Leserinnen so geschult werden, daß sie befähigt werden, auch solche Fragen selbst zu beantworten, die das Buch unberücksichtigt läßt.

—— **Chemie in Küche und Haus.** Von Professor Dr. G. Abel. Mit Abbildungen im Text und einer mehrfarbigen Doppeltafel.

Das Bändchen will Gelegenheit bieten, die in Küche und Haus täglich sich vollziehenden chemischen und physikalischen Prozesse richtig zu beobachten und nutzbringend zu verwerten. So wird Heizung und Beleuchtung, vor allem aber die Ernährung erörtert, werden tierische und pflanzliche Nahrungsmittel, Genußmittel und Getränke behandelt.

Handn f. Musik.

Heilwissenschaft (f. a. Auge; Gesundheitslehre). Die moderne Heilwissenschaft. Wesen und Grenzen des ärztlichen Wissens. Von Dr. E. Biernacki. Deutsch von Badearzt Dr. S. Ebel.

Will in den Inhalt des ärztlichen Wissens und Könnens von einem allgemeineren Standpunkte aus einführen, indem die geschichtliche Entwicklung der medizinischen Grundbegriffe, die Leistungsfähigkeit und die Fortschritte der modernen Heilkunst, die Beziehungen zwischen der Diagnose und der Behandlung der Krankheit, sowie die Grenzen der modernen Diagnostik behandelt werden.

—— **Der Aberglaube in der Medizin und seine Gefahr für Gesundheit und Leben.** Von Professor Dr. D. von Hansemann.

Behandelt alle menschlichen Verhältnisse, die in irgend einer Beziehung zu Leben und Gesundheit stehen, besonders mit Rücksicht auf viele schädliche Aberglauben, die geeignet sind, Krankheiten zu fördern, die Gesundheit herabzusetzen und auch in moralischer Beziehung zu schädigen.

Hilfsschulwesen. Vom Hilfsschulwesen. Von Rektor Dr. B. Maennel. Es wird in kurzen Zügen eine Theorie und Praxis der Hilfsschulpädagogik gegeben. An Hand der vorhandenen Literatur und auf Grund von Erfahrungen wird nicht allein zusammengestellt, was bereits geleistet worden ist, sondern auch hervorgehoben, was noch der Entwicklung und Bearbeitung harret.

Japan (f. a. Kunst). Die Japaner und ihre wirtschaftliche Entwicklung. Von Professor Dr. K. Rathgen.

Vermag auf Grund eigener langjähriger Erfahrung ein wirkliches Verständnis der merkwürdigen und für uns wirtschaftlich so wichtigen Erscheinung der fabelhaften Entwicklung Japans zu eröffnen.

Jesuiten. Die Jesuiten. Eine historische Skizze von Professor Dr. H. Boehmer.

Ein Büchlein nicht für oder gegen, sondern über die Jesuiten, also der Versuch einer gerechten Würdigung des vielgenannten Ordens, das nicht nur von der sogenannten Jesuitenmoral oder -on der Ordensverfassung, sondern auch von der Jesuitenschule, von den Leistungen des Ordens auf dem Gebiete der geistigen Kultur, von dem Jesuitenstaate usw. handelt.

Jesus (f. a. Bibel; Christentum; Religion). Die Gleichnisse Jesu. Zugleich Anleitung zu einem quellenmäßigen Verständnis der Evangelien. Von Lic. Professor Dr. H. Weinel. 2. Auflage.

Will gegenüber kirchlicher und nichtkirchlicher Allegorisierung der Gleichnisse Jesu mit ihrer richtigen, wörtlichen Auffassung bekannt machen und verbindet damit eine Einführung in die Arbeit der modernen Theologie.

—— **Jesus und seine Zeitgenossen.** Von Pastor K. Bonhoff.

Die ganze Ferbheit und köstliche Frische des Volkskinds, die hinreißende Hochherzigkeit und prophetische Überlegenheit des genialen Volksmannes, die reise Weisheit des Jüngerbildners und die religiöse Tiefe und Weite des Evangeliumverfünders von Nazareth wird erst empfunden, wenn man ihn in seinem Verkehr mit den ihn umgebenden Menschengestalten, Volks- und Parteigruppen zu verstehen sucht, wie es dieses Büchlein tun will.

—— **Wahrheit und Dichtung im Leben Jesu.** Von Pfarrer Dr. Paul Melhorn.

Will zeigen, was von dem im Neuen Testament uns überlieferten Leben Jesu als wirklicher Tatbestand festzuhalten, was als Sage oder Dichtung zu betrachten ist, durch Darlegung der Grundzüge, nach denen die Scheidung des geschichtlich Glaubwürdigen und der es umranken en Phantasiegebilde vorzunehmen ist und durch Vollziehung der so gekennzeichneten Art chemischer Analyse an den wichtigsten Stoffen des „Lebens Jesu“.

Aus Natur und Geisteswelt.

Jedes Bändchen geheftet 1 Mk., geschmackvoll gebunden 1 Mk. 25 Pfg.

Illustrationskunst. Die deutsche Illustration. Von Professor Dr. Rudolf Kauffsch. Mit 35 Abbildungen.

Behandelt ein besonders wichtiges und besonders lehrreiches Gebiet der Kunst und leistet zugleich, indem es an der Hand der Geschichte das Charakteristische der Illustration als Kunst zu erschließen sucht, ein gut Stück „Kunstgeschichte“.

Ingenieurtechnik. Schöpfungen der Ingenieurtechnik der Neuzeit. Von Baurat Kurt Merdell. 2. Auflage. Mit 55 Abbildungen im Text und auf Tafeln.

Führt eine Reihe hervorragender und interessanter Ingenieurbauten nach ihrer technischen und wirtschaftlichen Bedeutung vor: die Gebirgsbahnen, die Bergbahnen, und als deren Vorläufer die bedeutenden Gebirgsstraßen der Schweiz und Tirols, die großen Eisenbahnverbindungen in Asien, endlich die modernen Kanal- und Hafengebäude.

—— Bilder aus der Ingenieurtechnik. Von Baurat Kurt Merdell. Mit 43 Abbildungen im Text und auf einer Doppeltafel.

Zeigt in einer Schilderung der Ingenieurbauten der Babylonier und Ägypter, der Ingenieurtechnik der alten Ägypter unter vergleichsweise Behandlung der modernen Irrigationsanlagen daselbst, der Schöpfungen der antiken griechischen Ingenieure, des Städtebaues im Altertum und der römischen Wasserleitungsbauten die hohen Leistungen der Völker des Altertums.

Israel s. Religion.

Kaffee (s. a. Ernährung; Haushalt). Die narkotischen Aufgussgetränke. Von Professor Dr. W. S. Wislicenus. Mit zahlreichen Abbildungen.

Behandelt, durch zweckentsprechende Abbildungen unterstützt, Kaffee, Tee und Kakao eingehender, Mate und Kola kürzer, in bezug auf die botanische Abstammung, die natürliche Verbreitung der Stammpflanzen, die Verbreitung ihrer Kultur, die Wirtschaftsbedingungen und die Kulturmethoden, die Erntzeit und die Ernte, endlich die Gewinnung der fertigen Ware, wie der Weltmarkt sie aufnimmt, aus dem geernteten Produkte.

Kakao s. Kaffee.

Kalender. Der Kalender. Von Professor Dr. W. S. Wislicenus.

Erklärt die astronomischen Erscheinungen, die für unsere Zeitrechnung von Bedeutung sind, und schildert die historische Entwicklung des Kalenderwesens vom römischen Kalender ausgehend, den Werdegang der christlichen Kalender bis auf die neueste Zeit verfolgend, zeigt ihre Einrichtungen auseinander und lehrt die Berechnung kalendrischer Angaben für Vergangenheit und Zukunft, sie durch zahlreiche Beispiele erläuternd.

Kant (s. a. Philosophie). Immanuel Kant; Darstellung und Würdigung. Von Professor Dr. O. Külpe. Mit einem Bildnisse Kants.

Kant hat durch seine grundlegenden Werke ein neues Fundament für die Philosophie aller Völker und Zeiten geschaffen. Dieses in seiner Tragfähigkeit für moderne Ideen darzustellen, hat sich der Verfasser zur Aufgabe gestellt. Es ist ihm gelungen, den wirklichen Kant mit historischer Treue zu schildern und auch auf zu beleuchten, wie die Nachwelt berufen ist, hinauszutreten über die Anschauungen des gewaltigen Denkers, da auch er ein Kind seiner Zeit ist und manche seiner Lehrmeinungen vergänglichler Art sein müssen.

Knabenhandarbeit. Die Knabenhandarbeit in der heutigen Erziehung. Von Seminardirektor Dr. Alw. Pabst. Mit 21 Abbildungen im Text und 1 Titelbild.

Gibt einen Überblick über die Geschichte des Knabenhandarbeitsunterrichts, untersucht seine Stellung im Lichte der modernen pädagogischen Strömungen und erörtert seinen Wert als Erziehungsmittel, erörtert sodann die Art des Betriebes in den verschiedenen Schulen und gibt zum Schluß eine vergleichende Darstellung der Systeme in den verschiedenen Ländern.

Aus Natur und Geisteswelt.

Jedes Bändchen geheftet 1 Mk., geschmackvoll gebunden 1 Mk. 25 Pfg.

Kolonien. Die deutschen Kolonien. Land und Leute. Von Dr. Adolf Heilborn. Mit zahlreichen Abbildungen und 2 Karten.

Bringt auf engem Raume eine durch Abbildungen und Karten unterstüzte, wissenschaftlich genaue Schilderung der deutschen Kolonien, sowie eine einwandfreie Darstellung ihrer Völker nach Nahrung und Kleidung, Haus und Gemeindeleben, Sitte und Recht, Glaube und Aberglaube, Arbeit und Vergnügen, Gewerbe und Handel, Waffen und Kampfweise.

Kriegswesen. Vom Kriegswesen im 19. Jahrhundert. Zwanglose Skizzen von Major O. von Sothen. Mit 9 Übersichtskärtchen.

In einzelnen Abschnitten wird insbesondere die Napoleonische und Moskische Kriegsführung an Beispielen (Jena-Königgrätz-Sedan) dargestellt und durch Kartenstümpfen erläutert. Damit verbunden sind kurze Schilderungen der preussischen Armee von 1806 und nach den Befreiungskriegen, sowie nach der Reorganisation von 1860, endlich des deutschen Heeres von 1870 bis zur Jetztzeit.

—— Der Seekrieg. Seine geschichtliche Entwicklung vom Zeitalter der Entdeckungen bis zur Gegenwart. Von Kurt Freiherr von Malhausen, Vize-Admiral a. D.

Der Verf. bringt den Seekrieg als Kriegsmittel wie als Mittel der Politik zur Darstellung, indem er zunächst die Entwicklung der Kriegsflotte und der Seekriegsmittel schildert und dann die heutigen Weltwirtschaftsstaaten und den Seekrieg behandelt, wobei er besonders das Abhängigkeitsverhältnis, in dem unsere Weltwirtschaftsstaaten kommerziell und politisch zu den Verkehrswegen der See stehen, darstellt.

Kultur (s. a. Germanen; Geschichte; griech. Städtebilder). Die Anfänge der menschlichen Kultur. Von Professor Dr. Ludwig Stein.

Behandelt in der Überzeugung, daß die Kulturprobleme der Gegenwart sich uns nur durch einen tieferen Einblick in ihren Werdegang erschließen, Natur und Kultur, den vorgeschichtlichen Menschen, die Anfänge der Arbeitsteilung, die Anfänge der Rajzenbildung, ferner die Anfänge der wirtschaftlichen, intellektuellen, moralischen und sozialen Kultur.

Kunst (s. a. Baukunst; Dürer; Städtebilder; Illustrationskunst; Schriftwesen). Bau und Leben der bildenden Kunst. Von Direktor Dr. Theodor Volbehr. Mit 44 Abbildungen.

Führt von einem neuen Standpunkte aus in das Verständnis des Wesens der bildenden Kunst ein, erörtert die Grundlagen der menschlichen Gestaltungskraft und zeigt, wie das künstlerische Interesse sich allmählich weitere und immer weitere Stoffgebiete erobert.

—— Kunstpflege in Haus und Heimat. Von Superintendent R. Bürkner. Mit 14 Abbildungen.

Will, ausgehend von der Überzeugung, daß zu einem vollen Menschsein und Volkstum die Pflege des Schönen unabweisbar gehört, die Augen zum rechten Schein öffnen lehren und die ganze Lebensführung, Kleidung und häuslichkeit ästhetisch gestalten, um so auch zur Erkenntnis des Guten zu führen, was an Heimatkunst und Heimatpflege zu hegen ist, und auf diesem Gebiete besonderen persönlichen und allgemeinen ästhetischen Lebens ein praktischer Ratgeber sein.

—— Die ostasiatische Kunst und ihre Einwirkung auf Europa. Von Direktor Dr. R. Graul. Mit 49 Abbildungen im Text und auf 1 Doppeltafel.

Bringt die bedeutungsvolle Einwirkung der japanischen und chinesischen Kunst auf die europäische zur Darstellung unter Mitteilung eines reichen Bildmaterials, den Einfluß Chinas auf die Entwicklung der zum Rokoko drängenden freien Richtungen in der dekorativen Kunst des 18. Jahrhunderts wie den auf die Entwicklung des 19. Jahrhunderts. Der Verfasser weist auf die Beziehungen der Malerei und Farbendruckkunst Japans zum Impressionismus der modernen europäischen Kunst hin.

Leben. Die Erscheinungen des Lebens. Grundprobleme der modernen Biologie. Von Privatdozent Dr. H. Mische. Mit 46 Figuren im Text. Versucht eine umfassende Totalansicht des organischen Lebens zu geben, indem nach einer Erörterung der speziellen Vorstellungen über das Leben und einer Beschreibung des Protoplasmas und der Zelle die hauptsächlichsten Ausprägungen des Lebens behandelt werden, als Entwicklung, Ernährung, Atmung, das Sinnesleben, die Fortpflanzung, der Tod, die Variabilität und im Anschluß daran die Theorien über Entstehung und Entwicklung der Lebewelt, sowie die mannigfachen Beziehungen der Lebewesen untereinander.

Leibesübungen. Die Leibesübungen und ihre Bedeutung für die Gesundheit. Von Professor Dr. R. Zander. 2. Auflage. Mit 19 Abbildungen. Will darüber aufklären, weshalb und unter welchen Umständen die Leibesübungen segensreich wirken, indem es ihr Wesen, andererseits die in Betracht kommenden Organe bespricht; erörtert besonders die Wechselbeziehungen zwischen körperlicher und geistiger Arbeit, die Leibesübungen der Frauen, die Bedeutung des Sportes und die Gefahren der sportlichen Übertreibungen.

Licht (s. a. Beleuchtungsarten; Chemie). Das Licht und die Farben. Sechs Vorlesungen, gehalten im Volkshochschulverein München von Professor Dr. L. Graeb. 2. Auflage. Mit 116 Abbildungen.

Führt von den einfachsten optischen Erscheinungen ausgehend, zur tieferen Einsicht in die Natur des Lichtes und der Farben, behandelt, ausgehend von der scheinbar geradlinigen Ausbreitung, Zurückwerfung und Brechung des Lichtes, das Wesen der Farben, die Beugungsercheinungen und die Photographie.

Literaturgeschichte s. Drama; Schiller; Theater; Volkslied.

Luther (s. a. Geschichte). Luther im Lichte der neueren Forschung. Ein kritischer Bericht. Von Professor Dr. H. Boehmer.

Versucht durch sorgfältige historische Untersuchung eine erschöpfende Darstellung von Luthers Leben und Wirken zu geben, die Persönlichkeit des Reformators aus ihrer Zeit heraus zu erfassen, ihre Schwächen und Stärken beleuchtend zu einem wahrheitsgetreuen Bilde zu gelangen, und gibt so nicht nur ein psychologisches Porträt, sondern bietet zugleich ein interessantes Stück Kulturgeschichte.

Mädchenschule (s. a. Bildungswesen; Schulwesen). Die höhere Mädchenschule in Deutschland. Von Oberlehrerin M. Martin.

Bietet aus beruflicher Feder eine Darstellung der Ziele, der historischen Entwicklung, der heutigen Gestalt und der Zukunftsaufgaben der höheren Mädchenschulen.

Mathematik s. Arithmetik.

Meeresforschung. Meeresforschung und Meeresleben. Von Dr. O. Janson. Mit 41 Figuren.

Schildert kurz und lebendig die Fortschritte der modernen Meeresuntersuchung auf geographischem, physikalisch-chemischem und biologischem Gebiete, die Verteilung von Wasser und Land auf der Erde, die Tiefen des Meeres, die physikalischen und chemischen Verhältnisse des Meerwassers, endlich die wichtigsten Organismen des Meeres, die Pflanzen und Tiere.

Mensch (s. a. Auge; Kultur; Stimme). Der Mensch. Sechs Vorlesungen aus dem Gebiete der Anthropologie. Von Dr. Adolf Heilborn. Mit zahlreichen Abbildungen.

Stellt die Lehren der „Wissenschaft aller Wissenschaften“ streng sachlich und doch durchaus vollständig dar: das Wissen vom Ursprung des Menschen, die Entwicklungsgeschichte des Individuums, die künstlerische Betrachtung der Proportionen des menschlichen Körpers und die streng wissenschaftlichen Meßmethoden (Schädelmessung usw.), behandelt ferner die Menschenrassen, die rassenanatomischen Verschiedenheiten, den Tertiärmenschen.

Mensch. Bau und Tätigkeit des menschlichen Körpers. Von Privatdozent Dr. H. Sachs. 2. Auflage. Mit 37 Abbildungen.

Stellt eine Reihe schematischer Abbildungen dar, erläutert die Einrichtung und die Tätigkeit der einzelnen Organe des Körpers und zeigt dabei vor allem, wie diese einzelnen Organe in ihrer Tätigkeit aufeinander einwirken, miteinander zusammenhängen und so den menschlichen Körper zu einem einheitlichen Ganzen, zu einem wohlgeordneten Staate machen.

Die Seele des Menschen. Von Professor Dr. J. Rehmke. 2. Auflage. Behandelt, von der Tatsache ausgehend, daß der Mensch eine Seele habe, die ebenso gewiß sei wie die andere, daß der Körper eine Gestalt habe, das Seelenleben und erörtert, unter Abwehr der materialistischen und halbmaterialistischen Anschauungen, von dem Standpunkt aus, daß die Seele Unkörperliches Immaterielles sei, nicht etwa eine Bestimmtheit des menschlichen Einzelwesens, auch nicht eine Wirkung oder eine „Funktion“ des Gehirns, die verschiedenen Tätigkeitsäußerungen des als Seele Erkannten.

Die fünf Sinne des Menschen. Von Professor Dr. Jos. Clem. Kreibitz. Mit 30 Abbildungen im Text.

Beantwortet die Fragen über die Bedeutung, Anzahl, Benennung und Leistungen der Sinne in gemeinschaftlicher Weise, indem das Organ und seine Funktionsweise, dann die als Reiz wirkenden äußeren Ursachen und zuletzt der Inhalt, die Stärke, das räumliche und zeitliche Itermal der Empfindungen besprochen werden.

und Erde. Mensch und Erde. Skizzen von den Wechselbeziehungen zwischen beiden. Von Professor Dr. A. Kirchhoff. 2. Auflage. Zeigt, wie die Ländernatur auf den Menschen und seine Kultur einwirkt, durch Schilderungen allgemeiner und besonderer Art, über Steppen- und Wüstenvölker, über die Entstehung von Nationen, wie Deutschland und China u. a. m.

und Tier. Der Kampf zwischen Mensch und Tier. Von Professor Dr. Karl Eckstein. Mit 31 Abbildungen im Text.

Der hohe wirtschaftliche Bedeutung beanspruchende Kampf erfährt eine eingehende, ebenso interessante wie lehrreiche Darstellung; besonders werden die Kampfmittel beider Gegner geschildert, Schußwaffen, Fallen, Gifte, oder auch besonere Wirtschaftsmethoden, dort spitzige Krallen, scharfer Zahn, fürchtbares Gift, List und Gewandtheit, der Schutzfärbung und Anpassungsfähigkeit nicht zu vergessen.

Menschenleben. Aufgaben und Ziele des Menschenlebens. Von Dr. J. Unold. 2. Auflage.

Beantwortet die Frage: Gibt es keine bindenden Regeln des menschlichen Handelns? in zuverläßlich bejahender, zugleich wohl begründeter Weise und entwirft die Grundzüge einer wissenschaftlich haltbaren und für eine nationale Erziehung brauchbaren Lebensanschauung und Lebensordnung.

Metalle. Die Metalle. Von Professor Dr. K. Scheid. Mit 16 Abbildungen. Behandelt die für Kulturleben und Industrie wichtigen Metalle, schildert die mutmaßliche Bildung der Erze, die Gewinnung der Metalle aus den Erzen, das Hüttenwesen mit seinen verschiedenen Systemen, die Fundorte der Metalle, ihre Eigenschaften und Verwendung, unter Angabe historischer, kulturgeschichtlicher und statistischer Daten, sowie die Verarbeitung der Metalle.

Meteorologie s. Wetter.

Mikroskop (s. a. Optik). Das Mikroskop, seine Optik, Geschichte und Anwendung, gemeinverständlich dargestellt. Von Dr. W. Scheffer. Mit 66 Abbildungen im Text und einer Tafel.

Nach Erläuterung der optischen Konstruktion und Wirkung des Mikroskops, und Darstellung der historischen Entwicklung wird eine Beschreibung der modernsten Mikroskoptypen, Hilfsapparate und Instrumente gegeben, endlich gezeigt, wie die mikroskopische Untersuchung die Einsicht in Naturvorgänge vertieft.

Moleküle. Moleküle — Atome — Weltäther. Von Professor Dr. G. Mie. Mit 27 Figuren im Text.

Stellt die physikalische Atomlehre als die kurze, logische Zusammenfassung einer großen Menge physikalischer Tatsachen unter einem Begriffe dar, die ausführlich und nach Möglichkeit als einzelne Experimente geschildert werden.

Mond (s. a. Weltall). Der Mond. Von Professor Dr. J. Franz. Mit 31 Abbildungen im Text und auf 2 Doppeltafeln.

Gibt die Ergebnisse der neueren Mondforschung wieder, erörtert die Mondbewegung und Mondbahn, bespricht den Einfluß des Mondes auf die Erde und behandelt die Fragen der Oberflächenbedingungen des Mondes und die charakteristischen Mondgebilde anschaulich zusammengefaßt in „Beobachtungen eines Mondbewohners“, endlich die Bewohnbarkeit des Mondes.

Mozart s. Musik.

Münze. Die Münze als historisches Denkmal sowie ihre Bedeutung im Rechts- und Wirtschaftsleben. Von Dr. A. Luschin v. Ebengreuth. Mit 53 Abbildungen im Text.

Zeigt, wie Münzen als geschichtliche Überbleibsel der Vergangenheit zur Aufhellung der wirtschaftlichen Zustände und der Rechtsverhältnisse früherer Zeiten dienen, die verschiedenen Arten von Münzen, ihre äußeren und inneren Merkmale sowie ihre Herstellung werden in historischer Entwicklung dargelegt und im Anschluß daran Münzsammlern beherzigenswerte Winke gegeben.

Musik. Einführung in das Wesen der Musik. Von Professor C. R. Hennig.

Die hier gegebene Ästhetik der Tonkunst untersucht das Wesen des Tones als eines Kunstmaterials; sie prüft die Natur der Darstellungsmittel und untersucht die Objekte der Darstellung, indem sie klarlegt, welche Ideen im musikalischen Kunstwerke gemäß der Natur des Tonmaterials und der Darstellungsmittel in idealer Gestaltung zur Darstellung gebracht werden können.

— Geschichte der Musik. Von Dr. Friedrich Spiro.

Gibt in großen Zügen eine übersichtliche äußerst heldig gehaltene Darstellung von der Entwicklung der Musik vom Altertum bis zur Gegenwart mit besonderer Berücksichtigung der führenden Persönlichkeiten und der großen Strömungen und unter strenger Auscheidung alles dessen, was für die Entwicklung der Musik ohne Bedeutung war.

— Handn, Mozart, Beethoven. Mit vier Bildnissen auf Tafeln. Von Professor Dr. C. Krebs.

Eine Darstellung des Entwicklungsganges und der Bedeutung eines jeden der drei großen Komponisten für die Musikgeschichte. Sie gibt mit wenigen, aber scharfen Strichen ein Bild der menschlichen Persönlichkeit und des künstlerischen Wejens der drei Heroen mit Hervorhebung dessen, was ein jeder aus seiner Zeit geschöpft und was er aus eigenem hinzugebracht hat.

Muttersprache. Entstehung und Entwicklung unserer Muttersprache. Von Professor Dr. Wilhelm Uhl. Mit vielen Abbildungen im Text und auf Tafeln, sowie mit 1 Karte.

Eine Zusammenfassung der Ergebnisse der sprachlich-wissenschaftlich lautphysiologischen wie der philologisch-germanistischen Forschung, die Ursprung und Organ, Bau und Bildung, andererseits die Hauptperioden der Entwicklung unserer Muttersprache zur Darstellung bringt.

Mythologie s. Germanen.

Nahrungsmittel s. Alkoholismus; Chemie; Ernährung; Haushalt; Kaffee.

Nationalökonomie s. Arbeiterschutz; Bevölkerungslehre; Soziale Bewegung; Frauenbewegung; Welthandel; Wirtschaftsleben.

Naturlehre. Die Grundbegriffe der modernen Naturlehre. Von Professor Dr. Felix Auerbach. 2. Auflage. Mit 79 Figuren im Text.

Eine zusammenhängende, für jeden Gebildeten verständliche Entwicklung der in der modernen Naturlehre eine allgemeine und ergatte Rolle spielenden Begriffe Raum und Bewegung, Kraft und Masse und die allgemeinen Eigenschaften der Materie, Arbeit, Energie und Entropie.

Naturwissenschaften s. Abstammungslehre; Ameisen; Astronomie; Befruchtungsvorgang; Chemie; Erde; Haushalt; Licht; Meeresforschung; Mensch; Moleküle; Naturlehre; Obstbau; Pflanzen; Religion; Strahlen; Tierleben; Weltall; Wetter.

Nervensystem. Vom Nervensystem, seinem Bau und seiner Bedeutung für Leib und Seele im gefunden und kranken Zustande. Von Professor Dr. R. Zander. Mit 27 Figuren im Text.

Erörtert die Bedeutung der nervösen Vorgänge für den Körper, die Geistestätigkeit und das Seelenleben und sucht klarzulegen, unter welchen Bedingungen Störungen der nervösen Vorgänge auftreten, wie sie zu beseitigen und zu vermeiden sind.

Obstbau. Der Obstbau. Von Dr. Ernst Voges. Mit 13 Abbildungen im Text

Will über die wissenschaftlichen und technischen Grundlagen des Obstbaues, sowie seine Naturgeschichte und große volkswirtschaftliche Bedeutung unterrichten. Die Geschichte des Obstbaues, das Leben des Obstbaumes, Obstbaumpflege und Obstbaumschutz, die wissenschaftliche Obstkunde, die Ästhetik des Obstbaues gelangen zur Behandlung.

Optik (s. a. Mikroskop; Stereoskop). Die optischen Instrumente. Von Dr. M. von Rohr. Mit 84 Abbildungen im Text.

Gibt eine elementare Darstellung der optischen Instrumente nach modernen Anschauungen, wobei weder das Ultramikroskop noch die neuen Apparate zur Mikrophotographie mit ultraviolettem Licht (Monochromate), weder die Prismen- noch die Zielfernrohre, weder die Projektionsapparate noch die stereoskopischen Entfernungsmesser und der Stereokomparator fehlen.

Ostasien s. Kunst.

Pädagogik (s. a. Bildungswesen; Fröbel; Hilfsschulwesen; Knabenhandarbeit; Mädchenschule; Schulwesen). Allgemeine Pädagogik. Von Professor Dr. Theobald Ziegler. 2. Auflage.

Behandelt die großen Fragen der Volkserziehung in praktischer, allgemeinverständlicher Weise und in sittlich-sozialem Geiste. Die Zwecke und Motive der Erziehung, das Erziehungsgehalt selbst, dessen Organisation werden erörtert, die verschiedenen Schulgattungen dargestellt.

Palästina. Palästina und seine Geschichte. Sechs Vorträge von Professor Dr. H. Freiherr von Soden. 2. Auflage. Mit 2 Karten und 1 Plan von Jerusalem und 6 Ansichten des heiligen Landes.

Ein Bild, nicht nur des Landes selbst, sondern auch alles dessen, was aus ihm hervor- oder über es hingegangen ist im Laufe der Jahrhunderte — ein wechselvolles, farbenreiches Bild, in dessen Verlauf die Patriarchen Israels und die Kreuzfahrer, David und Christus, die alten Ägypter und die Söhne Mohammeds einander ablösen.

Patentrecht s. Gewerbe.

Pflanzen (s. a. Obstbau; Tierleben). Unsere wichtigsten Kulturpflanzen. Von Professor Dr. K. Giesenhagen. Mit 40 Figuren im Text.

Behandelt die Getreidepflanzen und ihren Anbau nach botanischen wie kulturgeschichtlichen Gesichtspunkten, damit zugleich in anschaulichster Form allgemeine botanische Kenntnisse vermittelt sind.

— Vermehrung und Sexualität bei den Pflanzen. Von Privatdozent Dr. Ernst Küster. Mit 38 Abbildungen im Text.

Gibt eine kurze Übersicht über die wichtigsten Formen der vegetativen Vermehrung und beschäftigt sich eingehend mit der Sexualität der Pflanzen, deren überraschend vielfache und mannigfaltige Ausprägungen, ihre große Verbreitung im Pflanzenreich und ihre in allen Einzelheiten erkennbare Übereinstimmung mit der Sexualität der Tiere zur Darstellung gelangen.

Philosophie (s. a. Kant; Menschenleben; Schopenhauer; Weltanschauung; Weltproblem). Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland. Eine Charakteristik ihrer Hauptrichtungen. Von Professor Dr. O. Külpe. 3. Auflage. Schildert die vier Hauptrichtungen der deutschen Philosophie der Gegenwart, den Positivismus, Materialismus, Naturalismus und Idealismus, nicht nur im allgemeinen, sondern auch durch eingehendere Würdigung einzelner typischer Vertreter wie Mach und Dühring, Haecel, Nietzsche, Fechner, Loze, v. Hartmann und Wundt.

Physik s. Licht; Mikroskop; Moleküle; Naturlehre; Optik; Strahlen.

Polarforschung. Die Polarforschung. Geschichte der Entdeckungsreisen zum Nord- und Südpol von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Professor Dr. Kurt Hassert. Mit 6 Karten auf 2 Tafeln.

Saßt die Hauptfortschritte und Ergebnisse der Jahrhunderte alten, an tragischen und interessanten Momenten überreichen Entdeckungstätigkeit zusammen.

Pompeji, eine hellenistische Stadt in Italien. Von Hofrat Professor Dr. Fr. v. Duhn. Mit 62 Abbildungen.

Sucht, durch zahlreiche Abbildungen unterstützt, an dem besonders greifbaren Beispiel Pompejis die Übertragung der griechischen Kultur und Kunst nach Italien, ihr Werden zur Weltkultur und Weltkunst verständlich zu machen, wobei die Hauptphasen der Entwicklung Pompejis, immer im Hinblick auf die gestaltende Bedeutung, die gerade der Hellenismus für die Ausbildung der Stadt, ihrer Lebens- und Kunstformen gehabt hat, zur Darstellung gelangen.

Psychologie s. Mensch; Nervensystem; Seele.

Rechtsschutz s. Gewerbe.

Religion (s. a. Buddha; Christentum; Germanen; Jesuiten; Jesus; Luther). Die Grundzüge der israelitischen Religionsgeschichte. Von Professor Dr. Fr. Giesebrecht.

Schildert, wie Israels Religion entsteht, wie sie die nationale Schale sprengt, um in den Propheten die Anfänge einer Menschheitsreligion auszubilden, wie auch diese neue Religion sich verpuppt in die Formen eines Priesterstaats.

— Religion und Naturwissenschaft in Kampf und Frieden. Ein geschichtlicher Rückblick von Dr. A. Pfannkuche.

Will durch geschichtliche Darstellung der Beziehungen beider Gebiete eine vorurteilsfreie Beurteilung des heiß umstrittenen Problems ermöglichen. Ausgehend von der ursprünglichen Einheit von Religion und Naturerkennen in den Naturreligionen schildert der Verfasser das Entstehen der Naturwissenschaft in Griechenland und der Religion in Israel, um dann zu zeigen, wie aus der Vorherrschaft beider jene ergreifenden Konflikte erwachsen, die sich besonders an die Namen von Kopernikus und Darwin knüpfen.

Religion. Die religiösen Strömungen der Gegenwart. Von Superintendent D. A. H. Braasch.

Will die gegenwärtige religiöse Lage nach ihren bedeutsamen Seiten hin darlegen und ihr wissenschaftliches Verständnis vermitteln; die markanten Persönlichkeiten und Richtungen, die durch wissenschaftliche und wirtschaftliche Entwicklung gestellten Probleme, wie die Ergebnisse der Forschung, der Ultramonatiansmus wie die christliche Liebesstätigkeit gelangen zur Behandlung.

Rom. Die ständischen und sozialen Kämpfe in der römischen Republik. Von Privatdozent Dr. Leo Bloch.

Behandelt die Sozialgeschichte Roms, soweit sie mit Rücksicht auf die die Gegenwart bewegenden Fragen von allgemeinem Interesse ist. Insbesondere gelangen die durch die Großmachtstellung Roms bedingte Entstehung neuer sozialer Unterschiede, die Herrschaft des Aristokrats und des Kapitals, auf der anderen Seite eines großstädtischen Proletariats zur Darstellung, die ein Ausblick auf die Lösung der Parteikämpfe durch die Monarchie beschließt.

Schiller. Von Professor Dr. Th. Siegler. Mit dem Bildnis Schillers von Kugelgen in Heliogravüre.

Gedacht als eine Einführung in das Verständnis von Schillers Werdegang und Werken, behandelt das Buchlein vor allem die Dramen Schillers und sein Leben, ebenso aber auch einzelne seiner lyrischen Gedichte und die historischen und die philosophischen Studien als ein wichtiges Glied in der Kette seiner Entwicklung.

Schopenhauer. Seine Persönlichkeit, seine Lehre, seine Bedeutung. Sechs Vorträge von Oberlehrer H. Richter. Mit dem Bildnis Schopenhauers.

Unterrichtet über Schopenhauer in seinem Werden, seinen Werken und seinem Fortwirken, in seiner historischen Bedingtheit und seiner bleibenden Bedeutung, indem es eine gründliche Einführung in die Schriften Schopenhauers und zugleich einen zusammenfassenden Überblick über das Ganze seines philosophischen Systems gibt.

Schriftwesen. Schrift- und Buchwesen in alter und neuer Zeit. Von Professor Dr. O. Weise. 2. Auflage. Mit 37 Abbildungen.

Verfolgt durch mehr als vier Jahrtausende Schrift-, Brief- und Zeitungswesen, Buchhandel und Bibliotheken.

Schulhygiene. Von Privatdozent Dr. Leo Burgerstein. Mit einem Bildnis und 33 Figuren im Text.

Bietet eine auf den Forschungen und Erfahrungen in den verschiedensten Kulturländern beruhende Darstellung, die ebenso die Hygiene des Unterrichts und Schullebens wie jene des Hauses, die im Zusammenhang mit der Schule stehenden modernen materiellen Wohlfahrtsrichtungen, endlich die hygienische Unterweisung der Jugend, die Hygiene des Lehrers und die Sektalarfrage behandelt.

Schulwesen (s. a. Bildungswesen; Fröbel; Hilfsschulwesen; Mädchenschule; Pädagogik). Geschichte des deutschen Schulwesens. Von Oberrealschuldirektor Dr. K. Knabe.

Stellt die Entwicklung des deutschen Schulwesens in seinen Hauptperioden dar und bringt so Anfänge des deutschen Schulwesens, Scholastik, Humanismus, Reformation, Gegenreformation, neue Bildungsziele, Pietismus, Philanthropismus, Aufklärung, Neuhumanismus, Prinzip der allseitigen Ausbildung vermittelt einer Anstalt, Teilung der Arbeit und den nationalen Humanismus der Gegenwart zur Darstellung.

— Schulkämpfe der Gegenwart. Vorträge zum Kampf um die Volksschule in Preußen, gehalten in der Humboldt-Akademie in Berlin. Von J. Tews.

Knapp und doch umfassend stellt der Verfasser die Probleme dar, um die es sich bei der Reorganisation der Volksschule handelt, deren Stellung zu Staat und Kirche, deren Abhängigkeit von Zeitgeist und Zeitbedürfnissen, deren Wichtigkeit für die Herausbildung einer volksfreundlichen Gesamtkultur scharf beleuchtet werden.

Aus Natur und Geisteswelt.

Jedes Bändchen geheftet 1 Mk., geschmackvoll gebunden 1 Mk. 25 Pfg.

Schulwesen. Volksschule und Lehrerbildung in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Von Direktor Dr. Franz Kuypers.

Der Verfasser hat nicht nur die Weltausstellung zu St. Louis gründlich studiert, sondern sich auch sonst in den Schulen der fortgeschrittenen Staaten Nordamerikas umgesehen. Anschaulich schildert er das Schulwesen vom Kindergarten bis zur Hochschule, überall das Wesentliche der amerikanischen Erziehungsweise (die stete Erziehung zum Leben, das Wecken des Betätigungstriebes, das Hindrängen auf praktische Verwertung usw.) hervorhebend. Dabei wird der Leser zum Vergleich mit der heimischen Unterrichtsmanier (strenger stufenmäßiger Aufbau, Vorrang des Dozierens u. dgl.) angeregt.

Seekrieg s. Kriegswesen.

Seele s. Mensch.

Sinnesleben s. Mensch.

Soziale Bewegungen (s. a. Arbeiterschutz; Frauenbewegung). Soziale Bewegungen und Theorien bis zur modernen Arbeiterbewegung. Von Professor Dr. G. Maier. 3. Auflage.

In einer geschichtlichen Betrachtung, die mit den altorientalischen Kulturvölkern beginnt, werden an den zwei großen wirtschaftlichen Schriften Platos die Wirtschaft der Griechen, an der Gracischen Bewegung die der Römer beleuchtet, ferner die Utopie des Thomas Morus, andererseits der Bauernkrieg behandelt, die Bestrebungen Colberts und das Merkantilsystem, die Physiokraten und die ersten wissenschaftlichen Staatswirtschaftslehrer gewürdigt und über die Entstehung des Sozialismus und die Anfänge der neueren Handels-, Zoll- und Verkehrs-politik aufgeklärt.

Sprache s. Muttersprache; Stimme.

Städtewesen. Deutsche Städte und Bürger im Mittelalter. Von Oberlehrer Dr. B. Heil. 2. Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen im Text und auf 1 Doppeltafel.

Stellt die geschichtliche Entwicklung dar, schildert die wirtschaftlichen, sozialen und staatsrechtlichen Verhältnisse und gibt ein zusammenfassendes Bild von der äußeren Erscheinung und dem inneren Leben der deutschen Städte.

—— **Historische Städtebilder** aus Holland und Niederdeutschland. Vorträge gehalten bei der Oberschulbehörde in Hamburg. Von Regierungs-Baumeister Albert Erbe. Mit 59 Abbildungen.

Will dem als Zeichen wachsenden Kunstverständnisses zu begrüßenden Sinn für die Reize der alten malerischen Städtebilder durch eine mit Abbildungen reich unterfütterte Schilderung der so eigenartigen und vielfachen Herrlichkeit Alt-Hollands wie Niederdeutschlands, ferner Danzigs, Lübecks, Bremens und Hamburgs nicht nur vom rein künstlerischen, sondern auch vom kulturgeschichtlichen Standpunkt aus entgegenkommen.

—— **Kunstabilder** aus griechischen Städten. Von Oberlehrer Dr. Erich Ziebarth. Mit 22 Abbildungen im Text und 1 Tafel.

Sucht ein anschauliches Bild zu entwerfen von dem Aussehen einer altgriechischen Stadt und von dem städtischen Leben in ihr, auf Grund der Ausgrabungen und der inschriftlichen Denkmäler; die altgriechischen Bergstädte Thera, Pergamon, Priene, Milet, der Tempel von Dionna werden geschildert. Stadtpläne und Abbildungen suchen die einzelnen Städtebilder zu erläutern.

Aus Natur und Geisteswelt.

Jedes Bändchen geheftet 1 Mk., geschmackvoll gebunden 1 Mk. 25 Pfg.

Stereoskop (s. a. Optik). Das Stereoskop und seine Anwendungen. Von Professor Th. Hartwig. Mit 40 Abbildungen im Text und 19 stereoskopischen Tafeln.

Behandelt die verschiedenen Erscheinungen und praktischen Anwendungen der Stereoskopie, insbesondere die stereoskopischen Himmelsphotographien, die stereoskopische Darstellung mikroskopischer Objekte, das Stereoskop als Meßinstrument und die Bedeutung und Anwendung des Stereoskoparators, insbesondere in bezug auf photogrammetrische Messungen. Beigegeben sind 19 stereoskopische Tafeln.

Stimme, die menschliche, und ihre Hygiene. Von Professor Dr. P. Gerber. Mit 20 Abbildungen.

Nach den notwendigsten Erörterungen über das Zustandekommen und über die Natur der Töne wird der Kehlkopf des Menschen, sein Bau, seine Verrichtungen und seine Funktion als musikalisches Instrument behandelt; dann werden die Gesangs- und die Sprechstimme, ihre Ausbildung, ihre Fehler und Erkrankungen, sowie deren Verhütung und Behandlung, insbesondere Erkältungskrantheiten, die professionelle Stimmchwäche, der Alkoholeinfluss und die Abhärtung erörtert.

Strahlen (s. a. Licht). Sichtbare und unsichtbare Strahlen. Von Professor Dr. R. Börnstein und Professor Dr. W. Markwald. Mit 82 Abbildungen.

Schildert die verschiedenen Arten der Strahlen, darunter die Kathoden- und Röntgenstrahlen, die herabfallenden Wellen, die Strahlungen der radioaktiven Körper (Uran und Radium) nach ihrer Entstehung und Wirkungsweise, unter Darstellung der charakteristischen Vorgänge der Strahlung.

Technik (s. a. Beleuchtungsarten; Dampf; Eisenbahnen; Eisenhüttenwesen; Ingenieurtechnik; Metalle; Mikroskop; Rechtsschutz; Stereoskop; Wärmekraftmaschinen). Am laufenden Webstuhl der Zeit. Übersicht über die Wirkungen der Entwicklung der Naturwissenschaften und der Technik auf das gesamte Kulturleben. Von Geh. Regierungsrat Professor Dr. W. Saunhardt. 2. Auflage. Mit 16 Abbildungen im Text und auf 5 Tafeln.

Ein geistreicher Rückblick auf die Entwicklung der Naturwissenschaften und der Technik, der die Weltwunder unserer Zeit verdankt werden.

Tee s. Kaffee.

Theater (s. a. Drama). Das Theater. Sein Wesen, seine Geschichte, seine Meister. Von Professor Dr. K. Borinski. Mit 8 Bildnissen.

Begreift das Drama als ein Selbstgericht des Menschentums und charakterisiert die größten Dramatiker der Weltliteratur bei aller Knappheit liebevoll und geistvoll, wobei es die dramatischen Meister der Völker und Seiten tunlichst selbst reden läßt.

Theologie s. Bibel; Christentum; Jesus; Palästina; Religion.

Tierleben (s. a. Ameise; Mensch und Tier). Die Beziehungen der Tiere zueinander und zur Pflanzenwelt. Von Professor Dr. K. Kraepelin.

Stellt in großen Zügen eine Stille wechselseitiger Beziehungen der Organismen zueinander dar. Familienleben und Staatenbildung der Tiere, wie die interessanten Beziehungen der Tiere und Pflanzen zueinander werden geschildert.

—— **Einführung in die Tierkunde.** Von Privatdozent Dr. Kurt Hennings.

Will die Ethnositätigkeit des gesamten Tierreiches zum Ausdruck bringen, Bewegung und Empfindung, Stoffwechsel und Fortpflanzung und die charakterisierenden Eigenschaften aller Tiere darstellen und so dann die Tätigkeit des Tierleibes aus seinem Bau verständlich machen, wobei

der Schwerpunkt der Darstellung auf die Lebensweise der Tiere gelegt ist. So werden nach einem Vergleich der drei Naturreiche die Bestandteile des tierischen Körpers behandelt, sodann ein Überblick über die sieben großen Kreise des Tierreiches gegeben, ferner Bewegung und Bewegungsorgane, Aufenthaltsort, Bewußtsein und Empfindung, Nervensystem und Sinnesorgane, Stoffwechsel, Sortpflanzung und Entwicklung erörtert.

Tierleben. Zweigestalt der Geschlechter in der Tierwelt (Dimorphismus). Von Dr. Friedrich Knauer. Mit zahlreichen Vollbildern und Textbildern.

Zahlreiche niederste Tiere pflanzen sich ungeschlechtlich fort, und bis zu den Säugetieren hinauf finden wir bei zahlreichen Tiergruppen die Einzelindividuen als Zwitter. Aus diesem Hermaphroditismus hat sich allmählich die Zweigeschlechtigkeit herausgebildet, die es wieder bei verschiedenen Tierarten zu auffälligstem geschlechtlichen Dimorphismus, ja zu so weit gehender Verschiedenheit der Männchen und Weibchen derselben Art gebracht hat, daß selbst Sachleute wiederholt Männchen und Weibchen ein und derselben Art für Individuen verschiedener Art angesprochen haben. Vorliegende Schrift führt dem Leser aus der Fülle der Beispiele die interessantesten Fälle solcher Verschiedenheit zwischen Männchen und Weibchen vor und kommt dabei auch vielfach auf die Brutpflege in der Tierwelt und das Verhalten der Männchen zu derselben zu sprechen.

— Die Lebensbedingungen und die geographische Verbreitung der Tiere. Von Professor Dr. Otto Maas.

Es soll hier nicht, wie es in verdienstvoller Weise von mancher Seite gesehen ist, ein gedrängtes Nachschlagebüchlein für den Studenten und Sachmann gegeben werden, sondern bei wissenschaftlich nicht vorgebildeten Kreisen Interesse für die Sache, die „Tiergeographie“ erweckt werden. Manche Anknüpfungen an soziale Fragen werden dabei berührt. Es kann dies nicht geschehen, ohne auf biologische Gesichtspunkte, auf die „Lebensbedingungen“ einzugehen. Der Hauptzweck des Bändchens soll aber sein, auf die allgemeinen Gesichtspunkte aufmerksam zu machen, die sich aus einer Betrachtung der Tierwelt überhaupt, auch der heimatischen, ergeben.

Tuberkulose. Die Tuberkulose, ihr Wesen, ihre Verbreitung, Ursache, Verhütung und Heilung. Für die Gebildeten aller Stände gemeinschaftlich dargestellt von Oberstabsarzt Dr. W. Schumburg. Mit 1 Tafel und 8 Figuren im Text.

Schildert nach einem Überblick über die Verbreitung der Tuberkulose das Wesen derselben, beschäftigt sich eingehend mit dem Tuberkelbazillus, bespricht die Maßnahmen, durch die man ihn von sich fernhalten kann, und erörtert die Fragen der Heilung der Tuberkulose, vor allem die hygienisch-diätetische Behandlung in Sanatorien und Lungenheilstätten.

Turnen f. Leibesübungen.

Verfassung (f. a. Fürstentum). Grundzüge der Verfassung des Deutschen Reiches. Sechs Vorträge von Professor Dr. E. Loening. 2. Auflage.

Beabsichtigt in gemeinverständlicher Sprache in das Verfassungsrecht des Deutschen Reiches einzuführen, soweit dies für jeden Deutschen erforderlich ist, und durch Aufweisung des Zusammenhanges sowie durch geschichtliche Rückblicke und Vergleiche den richtigen Standpunkt für das Verständnis des geltenden Rechtes zu gewinnen.

Verkehrsentwicklung (f. a. Eisenbahnen; Technik). Verkehrsentwicklung in Deutschland. 1800—1900. Vorträge über Deutschlands Eisenbahnen und Binnenwasserstraßen, ihre Entwicklung und Verwaltung, sowie ihre Bedeutung für die heutige Volkswirtschaft von Professor Dr. W. Loß. 2. Aufl.

Gibt nach einer kurzen Übersicht über die Hauptfortschritte in den Verkehrsmitteln und deren wirtschaftliche Wirkungen eine Geschichte des Eisenbahnwesens, schildert den heutigen Stand der Eisenbahnverwaltung, das Güter- und das Personentarifwesen, die Reformversuche und die Reformfrage, ferner die Bedeutung der Binnenwasserstraßen und endlich die Wirkungen der modernen Verkehrsmittel.

Versicherung (f. a. Arbeiterschutz). Grundzüge des Versicherungswesens. Von Professor Dr. A. Manes.

Behandelt sowohl die Stellung der Versicherung im Wirtschaftsleben, die Entwicklung der Versicherung, die Organisation ihrer Unternehmungsformen, den Geschäftsgang eines Versicherungsbetriebs, die Versicherungspolitik, das Versicherungsvertragsrecht und die Versicherungswissenschaft, als die einzelnen Zweige der Versicherung, wie Lebensversicherung, Unfallversicherung, Haftpflichtversicherung, Transportversicherung, Feuerversicherung, Hagelversicherung, Viehversicherung, kleinere Versicherungszweige, Rückversicherung.

Volkslied. Das deutsche Volkslied. Über Wesen und Werden des deutschen Volksgebetes. Von Privatdozent Dr. J. W. Bruhier. 2. Auflage.

Handelt in schwungvoller Darstellung vom Wesen und Werden des deutschen Volksgebetes, unterrichtet über die deutsche Volksliederpflege in der Gegenwart, über Wesen und Ursprung des deutschen Volksgebetes, Stof und Spielmann, Gesächte und Mär, Leben und Tiede.

Volksstämme. Die deutschen Volksstämme und Landschaften. Von Professor Dr. O. Weise. 2. Auflage. Mit 29 Abbildungen im Text und auf Tafeln.

Schildert, durch eine gute Auswahl von Städte-, Landschafts- und anderen Bildern unterstützt, die Eigenart der deutschen Gauen und Stämme, die charakteristischen Eigentümlichkeiten der Landschaft, den Einfluß auf das Temperament und die geistige Anlage der Menschen, die Leistungen hervorragender Männer, Sitten und Gebräuche, Sagen und Märchen, Besonderheiten in der Sprache und Hauseinrichtung u. a. m.

Volkswirtschaftslehre f. Amerika; Arbeiterschutz; Bevölkerungslehre; Frauenbewegung; Japan; Soziale Bewegungen; Verkehrsentwicklung; Versicherung; Wirtschaftsgeographie.

Warenzeichenrecht f. Gewerbe.

Wärme f. Chemie.

Wärmekraftmaschinen (f. a. Dampf). Einführung in die Theorie und den Bau der neueren Wärmekraftmaschinen (Gasmaschinen). Von Professor Dr. Richard Vater. 2. Auflage. Mit 34 Abbildungen.

Will Interesse und Verständnis für die immer wichtiger werdenden Gas-, Petroleum- und Benzinmaschinen erwecken. Nach einem einleitenden Abschnitte folgt eine kurze Beschreibung der verschiedenen Betriebsmittel, wie Leuchtgas, Kraftgas usw., der Dierstick- und Sauerstoffwirkung, woran sich dann das Wichtigste über die Bauarten der Gas-, Benzin-, Petroleum- und Spiritusmaschinen sowie eine Darstellung des Wärmemotors Patent Diesel anschließt.

— Neuere Fortschritte auf dem Gebiete der Wärmekraftmaschinen. Von Professor Dr. Richard Vater. Mit 48 Abbildungen.

Ohne den Streit, ob „Lokomotive oder Sauggasmaschine“, „Dampfturbine oder Großgasmaschine“, entscheidend zu wollen, behandelt Verfasser die einzelnen Maschinengattungen mit Rücksicht auf ihre Vorteile und Nachteile, wobei im zweiten Teil der Versuch unternommen ist, eine möglichst einfache und leichtverständliche Einführung in die Theorie und den Bau der Dampfturbine zu geben.

Wasser f. Chemie.

Weltall (s. a. Astronomie). Der Bau des Weltalls. Von Professor Dr. J. Scheiner. 2. Auflage. Mit 24 Figuren im Text und auf einer Tafel.

Stellt nach einer Einführung in die wirklichen Verhältnisse von Raum und Zeit im Weltall dar, wie das Weltall von der Erde aus erscheint, erörtert den inneren Bau des Weltalls, d. h. die Struktur der selbständigen Himmelskörper und schließlich die Frage über die äußere Konstitution der Fixsterne.

Weltanschauung (s. a. Kant; Menschenleben; Philosophie; Weltproblem). Die Weltanschauungen der großen Philosophen der Neuzeit. Von Professor Dr. L. Busse. 2. Auflage.

Will mit den bedeutendsten Erscheinungen der neueren Philosophie bekannt machen; die Beschränkung auf die Darstellung der großen klassischen Systeme ermöglicht es, die beherrschenden und charakteristischen Grundgedanken eines jeden scharf herauszuarbeiten und so ein möglichst klares Gesamtbild der in ihm enthaltenen Weltanschauung zu entwerfen.

Weltäther s. Moleküle.

Welthandel. Geschichte des Welthandels. Von Oberlehrer Dr. Max Georg Schmidt.

Eine zusammenfassende Übersicht der Entwicklung des Handels führt von dem Altertum an über das Mittelalter, in dem Konstantinopel, seit den Kreuzzügen Italien und Deutschland den Weltverkehr beherrschten, zur Neuzeit, die mit der Auffindung des Seewegs nach Indien und der Entdeckung Amerikas beginnt und bis zur Gegenwart, in der auch der deutsche Kaufmann nach dem alten Hansawort „Mein Geld ist die Welt“ den ganzen Erdball erobert.

Weltproblem (s. a. Philosophie; Weltanschauung). Das Weltproblem von positivistischem Standpunkte aus. Von Privatdozent Dr. J. Pecholdt.

Sucht die Geschichte des Nachdenkens über die Welt als eine sinnvolle Geschichte von Irrtümern psychologisch verständlich zu machen im Dienste der von Schuppe, Mach und Avenarius vertretenen Anschauung, daß es keine Welt an sich, sondern nur eine Welt für uns gibt, ihre Elemente nicht Atome oder sonstige absolute Existenzen, sondern Farben, Ton, Druck, Raum, Zeit, usw. Empfindungen sind, trotzdem aber die Dinge nicht bloß subjektiv, nicht bloß Bewußtseinserscheinungen sind, vielmehr die aus jenen Empfindungen zusammengesetzten Bestandteile unserer Umgebung fortlebend zu denken sind, auch wenn wir sie nicht mehr wahrnehmen.

Wetter. Wind und Wetter. Fünf Vorträge über die Grundlagen und wichtigeren Aufgaben der Meteorologie. Von Professor Dr. Leonh. Weber. Mit 27 Figuren im Text und 3 Tafeln.

Schildert die historischen Wurzeln der Meteorologie, ihre physikalischen Grundlagen und ihre Bedeutung im gesamten Gebiete des Wissens, erörtert die hauptsächlichsten Aufgaben, die dem ausübenden Meteorologen obliegen, wie die praktische Anwendung in der Wettervorhersage.

Wirtschaftsgeschichte (s. a. Amerika; Eisenbahnen; Geographie; Handwerk; Japan; Rom; Soziale Bewegungen; Verkehrsentwicklung). Die Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens im 19. Jahrhundert. Von Professor Dr. E. Pohle.

Gibt in gedrängter Form einen Überblick über die gewaltige Umwälzung, die die deutsche Volkswirtschaft im letzten Jahrhundert durchgemacht hat: die Umgestaltung der Landwirtschaft; die Lage von Handwerk und Hausindustrie; die Entstehung der Großindustrie mit ihren Begleitererscheinungen; Kartellbewegung und Arbeiterfrage; die Umgestaltung des Verkehrswezens und die Wandlungen auf dem Gebiete des Handels.

Wirtschaftsgeschichte. Deutsches Wirtschaftsleben. Auf geographischer Grundlage geschildert von Professor Dr. Chr. Gruber. Mit 4 Karten.

Beabsichtigt, ein gründliches Verständnis für den stetig wachsenden Aufschwung unseres wirtschaftlichen Lebens seit der Wiederaufrichtung des Reichs herbeizuführen und darzulegen, inwiefern sich Produktion und Verkehrsbewegung auf die natürlichen Gelegenheiten, die geographischen Vorzüge unseres Vaterlandes stützen können und in ihnen sicher verankert liegen.

— **Wirtschaftliche Erdkunde.** Von Professor Dr. Chr. Gruber.

Will die ursprünglichen Zusammenhänge zwischen der natürlichen Ausstattung der einzelnen Länder und der wirtschaftlichen Kraftäußerung ihrer Bewohner klar machen und das Verständnis für die wahre Machstellung der einzelnen Völker und Staaten eröffnen. Das Weltmeer als Hochstraße des Weltverkehrsverkehrs und als Quelle der Völkergröße, — die Landmassen als Schauplatz des Kulturlebens und der Weltproduktion, — Europa nach seiner wirtschaftsgeographischen Deutung und Bedeutung, — die einzelnen Kulturstaaten nach ihrer wirtschaftlichen Entfaltung (viele geistreiche Gegenüberstellungen!): all dies wird in anschaulicher und großzügiger Weise vorgeführt.

Zoologie s. Ameisen; Tierleben.

Übersicht nach den Autoren.

- | | |
|---|--|
| Abel, Chemie in Küche und Haus. | Busse, Weltanschauung, d. gr. Philosoph. |
| Abelsdorff, Das Auge. | Cranz, Arithmetik und Algebra. I. |
| Alkoholismus, Der, seine Wirkungen und seine Bekämpfung. 3 Bände. | Daenell, Geschichte der Ver. Staaten von Amerika. |
| Auerbach, Die Grundbegriffe der modernen Naturlehre. | v. Duhn, Pompeji. |
| Biedermann, Die technische Entwickl. der Eisenbahnen der Gegenwart. | Eckstein, Der Kampf zwischen Mensch und Tier. |
| Biernadi, Die moderne Heilwissenschaft. | Erbe, Hist. Städtebilder aus Holland und Niederdeutschland. |
| Bloch, Die ständischen u. sozialen Kämpfe. | Franz, Der Mond. |
| Böhmert, Jesuiten. | Frech, Aus der Vorzeit der Erde. |
| Boehmer, Luther im Lichte der neueren Forschungen. | Frenkel, Ernähr. u. Volksnahrungsmittel. |
| Bongardt, Die Naturwissenschaften im Haushalt. 2 Bändchen. | Geffken, A. d. Werdezeit d. Christentums. |
| Bonhoff, Jesus und seine Zeitgenossen. | Gerber, Die menschliche Stimme. |
| Borinski, Das Theater. | Giesebrecht, Die Grundzüge der israelitischen Religionsgeschichte. |
| Bönnstein und Marxdal, Sichtbare und unsichtbare Strahlen. | Giesebrecht, Die Grundzüge der israelitischen Religionsgeschichte. |
| Braasch, Religiöse Strömungen. | Giesenhagen, Unw. w. d. Kulturpflanzen. |
| Brunier, Das deutsche Volkslied. | Gracq, Licht und Farben. |
| Brüsch, D. Beleuchtungsart. d. Gegenwart. | Grail, Ostasiatische Kunst. |
| Bucher, 8 Vorträge a. d. Gesundheitslehre. | Gruber, Deutsches Wirtschaftsleben. |
| Burgerstein, Schulhygiene. | Gruber, Wirtschaftliche Erdkunde. |
| Bürkner, Kunstpflege in Haus u. Heimat. | Günther, Das Zeitalter der Entdeckungen. |
| | Hahn, Die Eisenbahnen. |
| | v. Hamann, D. Aberglaube d. Medizin. |
| | Hartwig, Das Stereoskop. |
| | Haffert, Die Polarforschung. |

Aus Natur und Geisteswelt.

Jedes Bändchen geheftet 1 Mk., geschmackvoll gebunden 1 Mk. 25 Pfg.

Haushofer, Bevölkerungslehre.
 Heigel, Politische Hauptströmungen in Europa im 19. Jahrh.
 Heil, D. Städte u. Bürger im Mittelalter.
 Heilborn, Die deutschen Kolonien. (Land und Leute).
 Heilborn, Der Mensch.
 Hennig, Einführung in das Wesen der Musik.
 Hennings, Einführ. in die Tierkunde.
 Hesse, Abstammungslehre u. Darwinismus.
 Hubrich, Deutsches Fürstentum und deutsches Verfassungswesen.
 Janson, Meeresforschung u. Meeresleben.
 Kauffsch, Die deutsche Illustration.
 Kirchhoff, Mensch und Erde.
 Knabe, Geschichte d. deutsch. Schulwesens.
 Knauer, Zweiggestalt der Geschlechter in der Tierwelt.
 Knauer, Die Ameisen.
 Kraepelin, Die Beziehungen der Tiere zueinander.
 Krebs, Haydn, Mozart, Beethoven.
 Krebsig, Die fünf Sinne des Menschen.
 Küllepe, Die Philosophie der Gegenwart.
 Küllepe, Immanuel Kant.
 Küster, Dermehrzug und Segualität bei den Pflanzen.
 Kumpers, Volksschule und Lehrerbildung in den Ver. Staaten.
 Lauglin, Aus dem amerikanischen Wirtschaftsleben.
 Launhardt, Am tausenden Weibstuhl der Zeit.
 Loening, Grundzüge der Verfassung des Deutschen Reiches.
 Loß, Verkehrsentw. i. Dtschl. 1800-1900.
 Luchin von Ebengreuth, Die Münze.
 Maas, Lebensbedingungen der Tiere.
 Mater, Soziale Bewegungen u. Theorien von Malgahn, Der Seerrieg.
 Manes, Grundzüge d. Verfassungswes.
 Maennel, Vom Hiftschulwesen.
 Martin, Die höh. Mädchenschule in Dtschl.
 Matthaei, Deutsche Baukunst i. Mittelalt.
 Mehlhorn, Wahrheit und Dichtung im Leben Jesu.
 Mehringer, Das deutsche Haus und sein Hausat.
 Merckel, Bilder aus der Ingenieurtechnik.
 Merckel, Schöpfungen der Ingenieurtechnik der Neuzeit.
 Mie, Moleküle - Atome - Weltäther.
 Mische, Die Erscheinungen des Lebens.
 von Hegelstein, Germ. Mythologie.
 Oppenheim, Das astronomische Weltbild im Wandel der Zeit.
 Otto, Das deutsche Handwerf.
 Otto, Deutsches Frauenleben.
 Pabst, Die Knabenhandarbeit.

Pausen, Das deutsche Bildungswesen.
 Pegoßdt, Das Weltproblem.
 Pfannkuche, Religion u. Naturwissenschaften.
 Pischel, Leben und Lehre des Buddha.
 Pohle, Entwicklung des deutschen Wirtschaftslbens im 19. Jahrhundert.
 von Portugall, Friedrich Fröbel.
 Pott, Der Text des Neuen Testaments nach seiner geschichtl. Entwicklung.
 Rand, Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses.
 Rathgen, Die Japaner.
 Rehmke, Die Seele des Menschen.
 Richter, Schopenhauer.
 von Rohr, Optische Instrumente.
 Sachs, Bau u. Tätigkeit menschl. Körpers.
 Scheffer, Das Mikroskop.
 Scheid, Die Metalle.
 Scheiner, Der Bau des Weltalls.
 Schirmacher, Die mod. Frauenbewegung.
 Schmidt, Gesch. des Weltkabels.
 Schumburg, Die Tuberkulose.
 Schwemer, Restauration und Revolution.
 Schwemer, Die Reaktion u. die neue Ära.
 Schwemer, Vom Bund zum Reich.
 von Soden, Palästina.
 von Sothen, D. Kriegswesen i. 19. Jahrh.
 Spiro, Geschichte der Musik.
 Stein, Die Anfänge der menschl. Kultur.
 Steinhausen, Germ. Kultur in der Urzeit.
 Teichmann, Der Befruchtungsvorgang.
 Tems, Schulkämpfe der Gegenwart.
 Tolfsdorf, Gewerblicher Rechtsschutz in Deutschland.
 Uhl, Entsteh. u. Entwickl. unfr. Mutterspr.
 Heold, Aufgab. u. Ziele d. Menschenlebens.
 Vater, Theorie u. Bau der neueren Wärmekraftmaschinen. - Die neueren Fortschritte aus dem Gebiete der Wärmekraftmaschinen. - Dampf u. Dampfmaschine.
 Voges, Der Obstbau.
 Volbehr, Bau u. Leben d. bildenden Kunst.
 Wahrmond, Ehe und Eherecht.
 Weber, Wind und Wetter.
 Weber, Von Luther zu Bismarck. 2 Bdch.
 Wedding, Eisenhüttenwesen.
 Weinel, Die Gleichnisse Jesu.
 Weise, Schrift- u. Buchwes. i. alt. u. n. Zeit.
 Weise, Die d. Volkstämme u. Landshaft.
 Wilbrandt, Die Frauenarbeit.
 Wieler, Die narfortlichen Aufzuggetränke.
 Wislicenus, Der Kalender.
 Wittowski, Das d. Drama d. XIX. Jahrh.
 Wulfmann, Albrecht Dürer.
 Zander, Herzensheim. - Leibesübungen.
 Sieberth, Kulturbilder aus griechischen Städten.
 Siegler, Allgem. Pädagogik. - Schiller.
 v. Zwiedineck-Südenhorst, Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin.

DIE KULTUR DER GEGENWART

IHRE ENTWICKLUNG UND IHRE ZIELE

HERAUSGEGEBEN VON PROFESSOR PAUL HINNEBERG

In 4 Teilen. Lex.-8. Jeder Teil zerfällt in einzelne inhaltlich vollständig in sich abgeschlossene u. einzeln käufliche Bände (Abteilungen).

Die „Kultur der Gegenwart“ soll eine systematisch aufgebaute, geschichtlich begründete Gesamtdarstellung unserer heutigen Kultur darbieten, indem sie die Fundamentalergebnisse der einzelnen Kulturgebiete nach ihrer Bedeutung für die gesamte Kultur der Gegenwart und für deren Weiterentwicklung in großen Zügen zur Darstellung bringt. Das Werk vereinigt eine Zahl erster Namen aus allen Gebieten der Wissenschaft und Praxis und bietet Darstellungen der einzelnen Gebiete jeweils aus der Feder des dazu Berufensten in gemeinverständlicher, künstlerisch gewählter Sprache auf knappstem Raume.

Teil I: Die geisteswissenschaftlichen Kulturgebiete. 1. Hälfte.

Religion und Philosophie, Literatur, Musik und Kunst mit vorangehender Einleitung zu dem Gesamtwerk.

- | | |
|--|---|
| <p>Abt. 1. Die allgemeinen Grundlagen der Kultur der Gegenwart.
 Abt. 2. Aufgaben und Methode der Geisteswissenschaften.
 Abt. 3. Außerehrliche Religionen.
 Abt. 4. Die christliche Religion mit Einschluss der israelit.-jüd. Religion.
 Abt. 5. Allgem. Geschichte der Philosophie.
 Abt. 6. System der Philosophie.
 Abt. 7. Die orientalischen Literaturen.
 Abt. 8. Die griechische und lateinische Literatur und Sprache.</p> | <p>Abt. 9. Die osteuropäischen Literaturen und die slavischen Sprachen.
 Abt. 10. Die romanische und englische Literatur und Sprache.
 Abt. 11. Die deutsche Literatur und Sprache.
 Abt. 12. Allgemeine Literaturwissenschaft.
 Abt. 13. Die Musik.
 Abt. 14. Die orientalische Kunst. Die europäische Kunst des Altertums.
 Die europäische Kunst des Mittelalters und der Neuzeit. Allgemeine Kunstwissenschaft.</p> |
|--|---|

Teil II: Die geisteswissenschaftlichen Kulturgebiete. 2. Hälfte.

Staat und Gesellschaft, Recht und Wirtschaft.

- | | |
|--|--|
| <p>Abt. 1. Völker-, Länder- und Staatenkunde.
 Abt. 2. Allgemeine Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte.
 Abt. 3. Staat und Gesellschaft des Orients.
 Abt. 4. Staat und Gesellschaft Europas im Altertum und Mittelalter.
 Abt. 5. Staat und Gesellschaft Europas und Amerikas in der Neuzeit.</p> | <p>Abt. 6. System der Staats- und Gesellschaftswissenschaft.
 Abt. 7. Allgemeine Rechtsgeschichte.
 Abt. 8. Systematische Rechtswissenschaft.
 Abt. 9. Allgemeine Wirtschaftsgeschichte.
 Abt. 10. System der Volkswirtschaftslehre.</p> |
|--|--|

Teil III: Die naturwissenschaftlichen Kulturgebiete.

Mathematik, Anorganische und organische Naturwissenschaften, Medizin.

Teil IV: Die technischen Kulturgebiete.

Bautechnik, Maschinen-technik, industrielle Technik, Landwirtschaftliche Technik, Handels- und Verkehrstechnik.

Probeheft und Spezial-Prospekte über die einzelnen Abteilungen (mit Auszug aus dem Vorwort des Herausgebers, der Inhaltsübersicht des Gesamtwerkes, dem Autoren-Verzeichnis und mit Probestücken aus dem Werke) werden auf Wunsch umsonst u. postfrei vom Verlag versandt.

Von Teil I und II sind erschienen:

Teil I, Abt. 1: Die allgemeinen Grundlagen der Kultur der Gegenwart. Inhalt: Das Wesen der Kultur: W. Lexis. — Das moderne Bildungswesen: Fr. Paulsen. — Die wichtigsten Bildungsmittel. A. Schulen und Hochschulen. Das Volksschulwesen: G. Schöppa. Das höhere Knabenschulwesen: A. Matthias. Das höhere Mädchenschulwesen: H. Gaudig. Das Fach- und Fortbildungsschulwesen: G. Kersehnsteinor. Die geisteswissenschaftliche Hochschulausbildung: Fr. Paulsen. Die naturwissenschaftliche Hochschulausbildung: W. v. Dyck. B. Museen. Kunst- und Kunstgewerbe-Museen: L. Pallat. Naturwissenschaftlich-technische Museen: K. Kraepelin. C. Ausstellungen. Kunst- und Kunstgewerbe-Ausstellungen: J. Lessing. Naturwissenschaftlich-technische Ausstellungen: O. N. Witt. D. Die Musik: G. Göhler. E. Das Theater: P. Schlenther. F. Das Zeitungswesen: K. Bücher. G. Das Buch: R. Pietschmann. H. Die Bibliotheken: F. Milkau. — Die Organisation der Wissenschaft: H. Diels. [XV u. 671 S.] 1906. Preis geh. *M.* 16.—, in Leinwand geb. *M.* 18.—

Teil I, Abt. 3, 1: Die orientalischen Religionen. Inhalt: Die Anfänge der Religion und die Religion der primitiven Völker: Ed. Lehmann. — Die ägyptische Religion: A. Erman. — Die asiatischen Religionen: Die babylonisch-assyrische Religion: C. Bezold. — Die indische Religion: H. Oldenberg. — Die iranische Religion: H. Oldenberg. — Die Religion des Islams: J. Goldziher. — Der Lamaismus: A. Grünwedel. — Die Religion der Chinesen: J. J. M. de Groot. — Die Religion der Japaner: a) Der Shintoismus: K. Florenz, b) Der Buddhismus: H. Haas. [VII u. 267 S.] 1906. Preis geh. *M.* 7.—, in Leinwand geb. *M.* 9.—

Teil I, Abt. 4: Die christliche Religion mit Einschluß der israelitisch-jüdischen Religion. Inhalt: Die israelitisch-jüdische Religion: J. Wellhausen. — Die Religion Jesu und die Anfänge des Christentums bis zum Nicaenum (325): A. Jülicher. — Kirche und Staat bis zur Gründung der Staatskirche: A. Harnack. — Griechisch-orthodoxes Christentum und Kirche in Mittelalter und Neuzeit: N. Bonwetsch. — Christentum und Kirche Westeuropas im Mittelalter: K. Müller. — Katholisches Christentum und Kirche in der Neuzeit: F. X. Funk. Protestantisches Christentum und Kirche in der Neuzeit: E. Troeltsch. — Wesen der Religion und der Religionswissenschaft: E. Troeltsch. — Christlich-katholische Dogmatik: J. Pohle. — Christlich-katholische Ethik: J. Mausbach. — Christlich-katholische praktische Theologie: C. Krieg. — Christlich-protestantische Dogmatik: W. Herrmann. — Christlich-protestantische Ethik: R. Seeberg. — Christlich-protestantische praktische Theologie: W. Faber. — Die Zukunftsaufgaben der Religion und die Religionswissenschaft: H. J. Holzmann. [XI u. 732 S.] 1906. Preis geh. *M.* 16.—, in Leinwand geb. *M.* 18.—. Auch in 2 Hälften: 1. Geschichte der christlichen Religion. geh. *M.* 9,50, geb. *M.* 11.—. 2. Systematisch-christliche Theologie. geh. *M.* 6,80, geb. *M.* 8.—

Teil I, Abt. 5: Allgemeine Geschichte der Philosophie. Verfasser: H. v. Arnim, Cl. Baeumker, J. Goldziher, W. Grube, Ynouye, H. Oldenberg, W. Windelband, W. Wundt. [ca. 25 Bogen.] Preis geh. ca. *M.* 8.—, in Leinw. geb. ca. *M.* 10.—

Teil I, Abt. 6: System der Philosophie. Inhalt: Das Wesen der Philosophie: W. Dilthey. — Logik und Erkenntnistheorie: A. Biehl. — Metaphysik: W. Wundt. — Naturphilosophie: W. Ostwald. — Psychologie: H. Ebbinghaus. — Philosophie der Geschichte: R. Ducken. — Ethik: Fr. Paulsen. — Pädagogik: W. Münch. — Ästhetik: Th. Lipps. — Die Zukunftsaufgaben der Philosophie: Fr. Paulsen. [ca. 25 Bogen.] geh. ca. *M.* 9.—, in Leinwand geb. ca. *M.* 11.—

Teil I, Abt. 7: Die orientalischen Literaturen. Inhalt: Die Anfänge der Literatur und die Literatur der primitiven Völker: E. Schmidt. — Die ägyptische Literatur: A. Erman. — Die babylonisch-assyrische Literatur: C. Bezold. — Die israelitische Literatur: H. Gunkel. — Die aramäische Literatur: Th. Noldeke. — Die äthiopische Literatur: Th. Noldeke. — Die arabische Literatur: M. J. de Goeje. — Die indische Literatur: R. Pischel. — Die altpersische Literatur: K. Geldner. — Die mittelpersische Literatur: P. Horn. — Die neupersische Literatur: P. Horn. — Die türkische Literatur: P. Horn. — Die armenische Literatur: F. N. Finck. — Die georgische Literatur: F. N. Finck. — Die chinesische Literatur: W. Grube. — Die japanische Literatur: K. Florenz. [IX u. 419 S.] 1906. Preis geh. *M.* 10.—, in Leinwand geb. *M.* 12.—

Teil I, Abt. 8: Die griechische und lateinische Literatur und Sprache. Inhalt: I. Die griechische Literatur und Sprache. Die griechische Literatur des Altertums: U. v. Wilamowitz-Moellendorf. — Die griechische Literatur des Mittelalters: K. Krumbacher. — Die griechische Sprache: J. Wackernagel. — II. Die lateinische Literatur und Sprache. Die römische Literatur des Altertums: Fr. Leo. — Die lateinische Literatur im Übergang vom Altertum zum Mittelalter: E. Norden. — Die lateinische Sprache: F. Skutsch. [VIII u. 464 S.] 1905. Preis geh. *M.* 10.—, in Leinwand geb. *M.* 12.—

Teil I, Abt. 10: Die romanische und englische Literatur und Sprache und die skandinavische Literatur. Verfasser: A. Brandl, A. Heusler, K. Luick, W. Meyer-Lübke, H. Morf, H. Schück, H. Zimmer. [ca. 80 Bogen.] Preis geh. ca. *M.* 10.—, in Leinwand geb. ca. *M.* 12.—

Teil II, Abt. 5: Staat und Gesellschaft Europas und Amerikas in der Neuzeit. Verfasser: Fr. v. Bezold, E. Gothein, R. Koser, E. Marcks, Th. Schieffmann. [ca. 30 Bogen.] Preis geh. ca. *M.* 10.—, in Leinwand geb. ca. *M.* 12.—

Teil II, Abt. 8: Systematische Rechtswissenschaft. Inhalt: Wesen des Rechtes und der Rechtswissenschaft: R. Stammler. — Die einzelnen Teilgebiete: Privatrecht. Bürgerliches Recht: E. Sohm. — Handels- und Wechselrecht: K. Gareis. — Verfassungsrecht: V. Ehrenberg. — Internationales Privatrecht: L. v. Bar. — Zivilprozessrecht: L. v. Liszt. — Strafrecht und Strafprozessrecht: F. v. Liszt. — Kirchenrecht: W. Kahl. — Staatsrecht: P. Laband. — Verwaltungsrecht, Justiz und Verwaltung: G. Anschütz. — Polizei- und Kulturpflege: E. Bernatzik. — Völkerrecht: F. v. Martitz. — Die Zukunftsaufgaben des Rechtes und der Rechtswissenschaft: R. Stammler. [X, LX u. 528 S.] 1906. geh. *M.* 14.—, in Leinwand geb. *M.* 16.—

B. G. Teubners Allgemeiner Katalog

gibt eine reich illustrierte, durch ausführliche Inhaltsangaben, Proben, Besprechungen eingehend über jedes einzelne Werk unterrichtende Übersicht aller bisherigen Veröffentlichungen des Verlages, die von allgemeinem Interesse in folgen
sonst un-

UK PrF MU Brno



3 1 2 9 S 0 1 3 6 0

1. Allgemeines
2. Klassische
3. Religion
4. Geschichte
5. Deutsche

Katalog liegt
Vunsch um-

und Sprachen.
und Gewerbe.
schaften.

Leipzig, Poststraße 3.

B. G. Teubner.